

Ort, der; Plur. -e;

Man|cher|orts (Adv.): Wetzikon/
Badolato. **An|dern|orts**
(Adv.): La Brillane. **i. v. O. (Abk.)**
– **in verschiedenen Orten:**
Uster. **Orts|ende, das:** Pfeffikon.
Grenz|ort, der: Büsingen.
Orts|termin, der: Hausen am
Albis. **place to be, the (engl.):**
Riedholz. **Orts|spe|zi|fisch**
(Adj.): Tiefencastel.
Ka|ta|stroph|en|ort, der: Braun-
wald. **Aus|trag|ungs|ort,**
der: Osterzell. **o. O. – ohne Ort**
(Abk.): Biberist.

Inhalt

- 04 VORWORT
Janine Schiller, Ruedi Widmer
- 06 MARINA E SUPERIORE
Patric Marino
Wie viele Geschichten fasst ein Car voll mit Wetzikoner Badolatesi, der in Richtung Badolato fährt? Der Geschichtenhörer ist ein Münsinger mit kalabresischen Wurzeln.
- 15 ES MÖGE LANGE WÄHREN
Sebastian Goop
Was ist Autarkie? Kann der Aufbruch zur Normalität werden? Wie ist es, 40 Jahre nach der Gründung Gast von Longo maï zu sein? Ein spannungsvolles Bild aus Eindrücken und Erinnerungen.
- 21 DIE DIENSTLEISTER GOTTES
Daniela Weinmann
Darf man zukunftslosen Menschen in Gottes Namen Arbeit und ein Zuhause geben? Und wer kann das beurteilen? Die verschwimmenden Grenzen von Work, Life und Holy Spirit im Netzwerk des christlichen Unternehmertums.
- 30 EIN DORF DAZWISCHEN
Rafaella Roth
Wer will fusionieren mit einer Gemeinde, die von industrieller Blüte nur noch in der Vergangenheitsform sprechen kann? Ein in der Grossstadt gelandetes Kind des Luzerner Hinterlandes trank mit den Pfeffikonern Glühwein.

- 35 IM HERZEN EINER INSEL
Stine Wetzel
Wie offen ist die Zukunft eines Dorfes zwischen zwei Ländern, dessen Gegenwart vollgestellt ist mit Erinnerungen? Wie Büsinger im Erzählen Ordnung schaffen, und wo sie dabei an Grenzen stossen.
- 41 DIE BAND SCHLECHTHIN
Daniela Weinmann
Wie klingt Popmusik ennet dem Albis? Wie kann man hier Primarlehrer und Festivalveranstalter sein? Ein zur Zeitreise geratener Ausflug ins Säuliamt.
- 49 STADTNAH, LÄNDLICH, IDYLLISCH
Sarah Weber
Ist das zeitgenössische Dorf mehr als ein begehbares Bild für Städter? Ein Augenschein in Riedholz, wo die Verwandlung des Mittellands in eine Mittelstadt vielleicht schon stattgefunden hat.
- 52 EINE SPRACHE AUF DEM STERBEBETT
Chantal Hirschi
Wer hilft der Sprache, wenn sie sich nicht selber hilft? Ein Besuch in Tiefencastel, wo zwei Flüsse zusammenfliessen und sich die sprachpolitischen Geister scheiden.
- 56 EIN DORF AM ABGRUND
Katharina Flieger
Für welche Frist ist Politik tauglich, und wie hilfreich sind Geologen? Eine Talbewohnerin spürt der Stimmungslage im falsch platzierten Dorf nach.
- 61 ZUM KALTEN TAL
Katharina Nill
Was ist Fürsorge? Wie gelingt das Ausschaffen des Unverdaulichen aus dem sozialen Körper? Eine Reise ins Allgäu.
- 66 STILL GEWORDEN
Maria Brehmer
Wohin geht die Seele der Fabrik, wenn man die Produktion verlagert? Schilderungen aus der Papierei Biberist, die sich nicht wie eine Maschine stoppen liess.
- 72 DIE AUTORINNEN UND AUTOREN
- 73 IMPRESSUM

Vorwort

Vorort, Durchgangsort, Grenzzort, Herkunftsort, Wirtschaftsstandort, Wohnort – in jeder dieser Schattierungen liegt schon eine Blickrichtung. Indem der Reporter auf die Bühne des konkreten Ortes tritt, als Akteur beobachtet und als Beobachter reflektiert, dabei das Vorgefundene wie sein eigenes Erleben ernst nimmt und beides in eine Erzählung münden lässt, verleiht er ihm Bedeutung. Weil und wo seine Geschichte das oft unspektakuläre Detail genau beschreibt, werden grössere Themen und Fragen sichtbar. Etwa: Die Gleichzeitigkeit schwer vereinbarer Lebensentwürfe; lokale Kulturpolitik und ihre Widersprüche; die Arbeit als gefährdeter Ankerpunkt kollektiver Identität; die Sprache als vorgeschobene Einheit; die Stadt, die das Land einholt. Indem sie solche Fragen aufreissen, fragen die Autorinnen und Autoren der im vorliegenden Korrespondenzen Sampler Nr. 1 versammelten Reportagen immer auch, was ein Ort sein kann. Ein grösserer Teil von ihnen tat dies im Rahmen des Kurses Reportage des Master Art Education, Vertiefung publizieren & vermitteln, der im Herbst 2011 unter dem Thementitel «Das Dorf» stattfand.

Der Reportagekurs verbindet eine Anzahl der im Kulturpublizistik-Studium der ZHdK besonders wichtigen Dimensionen. Die Studierenden begegnen darin einem Spektrum der journalistischen und der sozialwissenschaftlichen Recherchemethoden, der faktenorientierten und der künstlerisch inspirierten Erzählweisen. Sie werden – etwa anhand von Schlüsseltexten wie Pierre Bourdieus «Das Elend der Welt» oder Clifford Geertz' «Dichte Beschreibung» – für das Gewicht von Fragen des Respektes in der Begegnung mit und Darstellung von Menschen sensibilisiert. Sie lesen, sehen oder hören zeitgenössische und historische Reportagen – auch und gerade in Grenzgebieten zwischen Finden

und Erfinden, zwischen Wort und Bild, zwischen Story und Geschichte. Das Entwickeln und Schreiben der Reportage funktioniert als persönliches Projekt. Zunächst ist es ein Freiraum für eine vertiefte Recherche, dann das Verfolgen eigener Fährten und Verdichten eigener Ideen. Im Dialog mit den Dozierenden werden die Autorinnen und Autoren ermuntert, den eigenen Gestaltungswillen gleichermassen wie die Offenheit für unerwartete Begegnungen zu kultivieren. Sie verfassen ein Forschungstagebuch, geben sich die Zeit, über Gefundenes nachzudenken, entwickeln Perspektiven auf die eigene Voreingenommenheit. Sie tauschen sich im Team aus und werden in der Arbeit am Text betreut. So ist es möglich, während eines Semesters einen Text in die Nähe der Publikationsreife zu bringen.

Seit es sie gibt, steht die Reportage im Kraftfeld wesentlicher Paradigmen der Sozialwissenschaft, des Journalismus und der Kunst. Sie wurde – von der Aufklärung über die neue Sachlichkeit und den New Journalism bis zur Figur des Bürger-Reporters im Online-Zeitalter – immer wieder neu erfunden und rekontextualisiert. Und dennoch bleiben Ansprüche, die schon früh formuliert wurden, bis heute gültig. So rufen wir den bildschirm-verbundenen Studierenden die Worte von Robert Ezra Park, dem frühen Stadtforscher und Journalisten zu: «Get your feet wet!» Wir diskutieren über ein «Schnüffeln» (nosing around), das mit Reporter-Heldentum oder Boulevard-Bedürfnissen nichts zu tun hat. Über ein Aufdecken, das kein Aufspiessen ist. Über ein Streben nach Erkenntnis, das mit journalistischen Arbeitsbedingungen vereinbar ist. Wir fragen: Wann und warum sagt die Erzählerin in einer Reportage «ich»? Wann und warum ist Dramatisieren legitim? Wann und warum ist es angebracht, sich mit der Darstellung von Fakten Feinde zu machen? Als Auszubildende sind wir dann erfolgreich, wenn solche Fragen in den Köpfen unserer Absolventinnen und Absolventen immer neue Nahrung bekommen und der Gehalt ihrer Geschichten davon profitiert. Wir haben dabei das Privileg, immer wieder nur Leser und Leserin zu sein; uns bewegen zu lassen vom Geschilderten und – mehr noch – von der Form der Schilderung als ganz besonderer Blick auf die Welt. Dafür, dass wir den Autorinnen als Menschen hinter den Texten und als Erzählern in den Texten begegnen durften, danken wir ihnen von Herzen. Den Lesern und Leserinnen des Korrespondenzen Sampler Nr. 1 wünschen wir, dass ihnen Zweiteres beim Lesen der Reportagen auch widerfährt.

Janine Schiller, Ruedi Widmer

Patric Marino

Marina e Superiore

Eine Parabel der Auswanderung

Wetzikon (Schweiz)
535 m ü. M.
22'061 Einwohner,
davon ca. 700 Badolatesi

M.P.: «Hier wohnen Badolatesi. Da wohnt ein Cousin meiner Frau. Eine Bar, Bar Leone. Auch in Badolato gibt es eine Bar Leone. Dieser ganze Block gehört einem aus Badolato, einer hat ihn gekauft vor dreissig Jahren. Italiener, Türken und Afrikaner, nur Ausländer wohnen in diesem Block. Nur Fiat stehen davor. Im Sommer sitzen die Alten auf ihren Plastikstühlchen draussen vor dem Eingang, wie in Kalabrien. Die Jungen holen eine Pizza in der Pizzeria, ich weiss nicht, wie sie heisst. Im Haus mit den blauen Läden wohnt Giuseppe, ein Nationalist, siehst du die Tricolore vor seinem Fenster? Überall triffst du hier Leute aus Badolato. Du gehst auf die Bank, zum Doktor, in die Migros, überall kannst du Italienisch sprechen. Es gibt immer jemanden, der Italienisch spricht. Hier wohnt auch einer aus unserem Dorf, und schau, hier ist die Bocciabahn. Im Sommer spielen die Männer Boccia, grillen, machen Musik. Jetzt sind Pfützen im Sand, jetzt ist niemand da. Sie sitzen alle in der Colonia libera, du hast sie gesehen. Mosè. Antonio. Giuseppe. Mimmo, der andere Mimmo, ich sage immer: der andere Mimmo. Andrea, der Junge mit der *Juve*-Mütze. Ich hätte ihn nicht erkannt, wenn er nicht gerufen hätte: «Zio.» Ich habe ihn lange nicht mehr gesehen. Es ist nicht mehr wie früher.»

Migra|ti|on, die:
2. Wanderung,
Bewegung von
Individuen oder
Gruppen im
geographischen

oder sozialen Raum, die mit einem Wechsel des Wohnsitzes verbunden ist (Soziol.)

D.P.: «Ich kam 1965 nach Wetzikon. Meine grossen Brüder gingen vier Jahre vorher nach Wetzikon und sie sagten: «Hier ist es gut. Hier gibt es Arbeit und Geld.» Ich folgte meinen Brüdern, weil es in Badolato keine Arbeit und kein Geld gab. Mimmo hat mir eine Stelle in der Kiesgrube beschafft und ein Zimmer auf einem Bauernhof. Mimmo sprach ein wenig Deutsch und übersetzte für mich, der Chef sprach ein wenig Italienisch. Man verstand sich. Das war nicht immer so gewesen. Meine Brüder arbeiteten während ihrer ersten Jahre in Wetzikon auf verschiedenen Bauernhöfen. Mimmo musste um fünf aufstehen, der Bauer zeigte auf die Uhr und sagte: «Prima.» Mimmo verstand «früher», und am nächsten Morgen stand er um halb fünf auf. Der Bauer zeigte wieder auf die Uhr und sagte: «Prima.» Am nächsten Morgen stand Mimmo um vier auf. Als der Bauer noch immer «Prima» sagte und ihm auf die Schulter klopfte, verstand Mimmo, dass das in der Schweiz ein Lob war. Meine Brüder kamen zusammen nach Wetzikon, bei der Ankunft wurden sie aber getrennt und verschiedenen Bauernhöfen zugewiesen. Erst ein halbes Jahr später begegneten sie sich, Mimmo auf dem Traktor, Nino mit dem Milchkarren, und sie merkten, dass sie nicht weit voneinander wohnten. Nach einem Jahr wechselte Mimmo vom Bauernhof in die Kiesgrube, wo er mir eine Stelle beschaffte. Ich arbeite noch heute in der Kiesgrube, seit sechsundvierzig Jahren. Damals überwachte ich die grossen Maschinen, jetzt steuere ich selbst eine grosse Maschine, einen Maestro Bagger. Ich lade Kies auf und leere es aufs Förderband. Das tönt nach harter Arbeit, aber in meiner Kabine habe ich eine Heizung, eine Musik- und eine Freisprechanlage.»

A.S.: «In der Colonia libera sind wir alle Badolatesi ausser Alfonso. Alfonso ist Sarden. Er sagt nie etwas, damit wir nicht merken, dass er unseren Dialekt angenommen hat, nicht wahr, Alfonso? Wir spielen in der Colonia zusammen Karten, ums Trinken spielen wir, wir schauen Fussball und reden. Von den Leuten, die du hier siehst, sind die meisten zweite Generation, die Jungen draussen bei den Autos sind dritte Generation. Mein Vater ist erste Generation, er hat die alte Colonia eröffnet, vor dreissig Jahren. Im Sommer ist sie abgebrannt, warum wissen wir nicht. Sie stand im Zentrum von Wetzikon. Jetzt sind wir hier draussen in einer alten Garage, aber ich will nichts gesagt haben. Als mein Vater vor fünfzig Jahren nach Wetzikon kam, da gab es keine Colonia, kein Vergnügen. Für uns, die zweite Generation, oder die Leute, die in den Siebzigern, Achtzigern nachgezogen sind, ist das unvorstellbar. Nächsten Samstag machen wir ein Kastanienfest, aber unser Lokal ist zu klein dafür, wir gehen in die Turnhalle. Unser Kastanienfest ist am gleichen Tag, wie in Badolato das Kastanienfest ist. Es ist ein Fest für alle, die Schweizer sind auch eingeladen. In den letzten Jahren kamen nur Italiener. Vielleicht mögen das nur Italiener. Wir haben einen anderen Sinn für Gesellschaft, einen anderen Humor. Wir sind gerne laut.»

F.B.: «Ich bin der Präsident der Associazione Badolatesi di Wetzikon. Die Associazione ist vor zwei Jahren gegründet worden, ihr Komitee besteht aus acht Personen. Im Komitee sind alle vertreten, die erste, die zweite und die dritte Generation, alles Badolatesi, die heute in Wetzikon leben. Wir, die Associazione Badolatesi, setzen uns

ein für einen stärkeren Austausch zwischen Badolato und Wetzikon. Dieses Ziel haben wir letzten Sommer erreicht, als wir Partnerstädte wurden. Am Dorfeingang, auf allen Strassen nach Wetzikon, gibt es Tafeln, auf denen steht: PARTNERGEMEINDE VON BADOLATO. Und in Badolato gibt es Tafeln, auf denen steht: GEMELLAGGIO COL COMUNE DI WETZIKON. Der bürokratische Aufwand war riesig, aber wir sind sehr stolz darauf, dass wir das erreicht haben. Mit der Städtepartnerschaft haben wir all die Badolatesi stolz gemacht, die heute in Wetzikon leben, die hierher kamen und nichts hatten. Sie ist eine Anerkennung für die Leistungen, die sie hier erbracht haben. Im Gegensatz zur Partnerschaft mit einer Stadt in Tschechien, die schon viel länger besteht, im Gegensatz zu ihr ist die Städtepartnerschaft zwischen Wetzikon und Badolato keine rein formelle Partnerschaft. Eine Interessensgrundlage besteht alleine dadurch, dass siebenhundert Badolatesi in Wetzikon leben. Bei der Einweihung der Städtepartnerschaft vor einem Jahr kam der Präsident von Badolato nach Wetzikon und umgekehrt gingen Vertreter der Gemeinde Wetzikon nach Badolato. Wir von der Associazione Badolatesi haben eine Musikgruppe aus Badolato eingeladen, es gab kalabresische Spezialitäten, Käse, Salami und Oliven. Die Schweizer sollen unsere Kultur probieren können. Jetzt organisieren wir ein Handballturnier mit Mannschaften aus Wetzikon und Badolato.»

G.A.: «Jeden Samstag mache ich Pizza, zwei grosse Bleche voll. Du kannst bei uns essen, wenn du willst. Meine Töchter werden auch zum Essen kommen. Vor vierzig Jahren machte meine Mutter jeden Samstag Lasagne, Freunde und Verwandte kamen zum Essen, einmal sogar die Familie des Abwärts. Jeden Samstag mache ich Pizza. Ich muss die Bleche nur noch in den Ofen schieben, bis dann schaue ich fern. Jetzt ist Rad-WM, ich unterstütze die Italiener und Cancellara. Aber gut, Cancellara ist auch Italiener. Wenn im Fussball die Schweiz gegen Italien spielt, unterstütze ich Italien. Vielleicht hast du die italienischen Fahnen vor dem Fenster gesehen. Die sind von der letzten WM – als Italien ausgeschieden ist, habe ich sie absichtlich draussen gelassen. Ich bin schliesslich immer noch Italiener. Ich habe nur den italienischen Pass. Meine Töchter haben beide den Schweizer Pass, sie fragen mich manchmal: «Warum habe ich den Schweizer Pass machen müssen?» Sie haben ihre Grosseltern in Italien. An Weihnachten weiss ich nicht, ob wir nach Badolato fahren, an Ostern bestimmt. Drei, vier Wochen im Jahr – für immer könnte ich es mir nicht vorstellen. Ich habe hier Schule und Ausbildung gemacht, ich habe hier Beruf und Freunde. Vor allem Badolatesi. So wie ich in Wetzikon lebe, das ist Little Italy ohne die Probleme des grossen Italiens. Ich bin aber in keiner Associazione und gehe selten in die Colonia libera. Ich stelle mir immer vor: Würde ich das in Italien auch tun? In die Bar gehen und den ganzen Tag trinken und Karten spielen? Nein. Warum sollte ich es also hier tun?»

Wetzikon – Badolato
1520 Kilometer
22 Stunden Carfahrt
einfache Fahrt: 140 Franken/100 Euro

J.S.: «Es gibt vier Busunternehmen, die von Wetzikon nach Badolato fahren: Gulli, Tino, Calanda und uns, Nova Reisen. Gulli war der Erste, er hatte mal zwölf Busse, jetzt hat er noch vier. Er hat nichts für die Leute getan, weil er bis vor zehn Jahren der Einzige war. Als die anderen Unternehmen kamen, haben die Leute gewechselt. Tino fährt alte Busse, dafür hat er tiefe Preise. Calanda fährt neue Busse, aber du darfst nicht mal dein Panino essen oder deinen Rucksack in den Bus reinnehmen, und wenn du dein Bein in den Mittelgang streckst, reklamieren sie. Nova Reisen gibt es erst seit vier Jahren, über uns kann ich nichts Schlechtes sagen. Ich kenne alle Unternehmen, ich bin für alle gefahren. Früher fuhr ich für Gulli, aber plötzlich waren da nur noch Junge, ich kannte keinen mehr. Da war ich Mitte Dreissig. Als mein Vater pensioniert wurde und nach Badolato zurückkehrte, ging ich mit ihm mit. Zehn Jahre lang arbeitete ich in Badolato auf dem Bau, auf Orangen- und Blumenplantagen, eine Zeitlang fuhr ich Camion. Alle sagen, in Kalabrien gibt es keine Arbeit. Ich sage, in Kalabrien gibt es genug Arbeit für alle, was fehlt, ist das Geld. Du arbeitest, doch am Ende des Monats bekommst du keinen Lohn. In Kalabrien sind die Lebensbedingungen höher als hier, die Luft, das Meer, die Leute, alles. Aber davon lebt man nicht. Nach dreissig Jahren in der Schweiz hat mir die Sicherheit gefehlt. Ich hatte keinen fixen Arbeitsvertrag, keinen pünktlichen Lohn, schlechte Krankenkasse und Versicherungen. Du musst für alles selbst schauen, ich habe diese Energie nicht mehr aufgebracht. Im Juni dieses Jahres bin ich in die Schweiz zurückgekehrt. Ich fahre jetzt Busse in der Stadt Zürich, Linie 31 von Zürich, Hegibachplatz bis Schlieren, Zentrum. Am Wochenende fahre ich von Wetzikon nach Italien und zurück.»

C.T.: «Vor zwei Jahren sagte mein Mann: «Jetzt können wir nach Badolato zurückkehren. Unsere Kinder sind alt genug, um alleine in der Schweiz zu leben.» Ich sagte: «Wenn du gehen willst, kannst du alleine gehen. Ich bleibe hier bei den Kindern.» Also ging mein Mann alleine. Nach einem halben Jahr kam er zurück nach Wetzikon. Jetzt fahre ich alleine nach Badolato, um meinen Vater besuchen zu gehen. Er ist krank, meine Schwester pflegt ihn seit dem Tod meiner Mutter. Am 31. Oktober ist die Festa dei morti, am 1. November Tutti i Santi. Ich fahre auch nach Badolato, um meiner Mutter zu gedenken, und ich fahre meinewegen. Wenn ich in Kalabrien bin, habe ich keine Rückenschmerzen. Es gibt dort mehr Arbeit für mich als in Wetzikon, ich putze, koche, pflege, lese Oliven, und doch sind es für mich Ferien. Früher fuhren wir als Familie nach Badolato, jeden Sommer. Wir haben in Badolato marina ein grosses Haus gebaut. Ich weiss nicht, ob wir das Haus für die Ferien oder zum Leben gebaut haben. Wir haben es für unsere Kinder gebaut. Das ist einfach die Mentalität in Kalabrien. Jetzt steht unser Haus leer. Die Kinder haben ein paar Nächte in Schlafsäcken darin geschlafen, aber wohnen kann man nicht, es fehlen Küche und Badezimmer. Wenn unsere Kinder nach Badolato kommen, wohnen sie bei den Eltern meines Mannes. Aber sie kommen nur noch selten. Wie oft wären sie gekommen, wenn wir

nach Badolato gegangen wären? Und wie oft, wenn sie erst eine Familie haben? Ich kann die Stunde kaum erwarten, wenn meine Enkel da sein werden. Das ist mein einziges Ziel, Grossmutter zu werden. Deshalb bleibe ich in der Schweiz, weil meine Kinder und meine Enkel in der Schweiz sein werden. Meine Kinder hatten ihre Grosseltern in Kalabrien, das ist nicht das Gleiche. Man muss sich nahe sein, um miteinander verbunden zu sein. Ich bin im Haus meiner Grosseltern aufgewachsen, und ich will, dass meine Enkel das auch erleben. Neben dir habe ich das Gefühl, mit meinem Sohn nach Badolato zu reisen. Es ist wunderschön.»

L.N.: «Ich habe zwei Sitze: einen für mich und einen für meinen Bauch. In diesem Car habe ich immer zwei Sitze, deshalb reise ich mit Nova Reisen. Essen, trinken, alles ist erlaubt ausser rauchen. Ich lege eine Serviette auf meine Beine und fühle mich wie zu Hause. Alle vier, fünf Stunden machen wir Rast auf einem Autogrill. Man geht auf die Toilette, pisst, wäscht sich die Hände und das Gesicht. Dann setzen wir uns an einen Tisch und essen und trinken zusammen. Wir sind eine grosse Familie. Wenn man im Zug reist, ist man alleine. Man schläft in der gleichen Couchette, und am Morgen spricht man nicht mehr miteinander, weil der geschnarcht und die im Schlaf gesprochen hat. Im Car finde ich immer jemanden zum Schwatzen und Scherzen. Wenn es draussen dunkel wird, schauen wir im Car einen Film, heute schauen wir «A natale mi sposo». Meine Frau ist vor zwei Jahren gestorben. Ich fahre alleine nach Badolato, zu meiner Schwester. Sie lebt in unserem Elternhaus mit ein paar Hühnern, es gibt Olivenbäume, Orangenbäume, Weinreben. Jetzt helfe ich meiner Schwester bei der Olivenlese. Aus dem grössten Teil der Oliven machen wir Öl, einen kleinen Teil legen wir in Salzwasser ein. Aus den Trauben machen wir Wein, aus den Orangen Saft und die Feigen trocknen wir, weil wir mit Essen nicht mitkommen. Von diesen Waren nehme ich so viele mit nach Hause, wie ich tragen kann. Wenn ich nach Badolato fahre, sind meine Taschen halb leer. Jetzt bringe ich meiner Schwester zwei Kisten UHT-Milch, vierundzwanzig Liter. Meine Schwester mag Schweizer Milch, sie hat einen anderen Geschmack als die Milch in Italien. Schau dir mal die Kühe an, dann weisst du warum. Für die Reise habe ich Müller-Milch mitgenommen: Vanille, Erdbeere, Schokolade und Banane. Auf jeder Rast trinke ich eine Müller-Milch.»

R.I.: «Ich fahre mit einem zweiten Bus in Badolato ab und sammle in ganz Kalabrien Leute ein, die in die Schweiz zurückreisen. In der Nacht fahren wir dem Bus aus der Schweiz entgegen, auf der Höhe von Firenze kreuzen wir uns. Auf dem Parkplatz eines Autogrills oder eines Supermarkts tauschen Joe und ich unsere Busse. Wir rauchen eine Zigarette, dann fährt Joe mit meinem Bus in die Schweiz und ich fahre zurück nach Kalabrien. Ich mag es, in den Süden zu fahren, wenn es heller wird und wir ans Meer kommen. Auf der ersten Rast kommen die Leute zu mir, wir trinken zusammen Kaffee und essen Brioche. Am Samstag machen wir eine längere Rast, um die Zusammenfassung der Fussballspiele zu schauen. Wenn kein Fussball läuft, spielen wir manchmal selbst Fussball,

Auto|grill:
italienisches
Unternehmen im
Bereich
Gastronomie
und Handel mit
Schwerpunkt
Autobahnen und
Flughäfen

irgendwo auf einem Parkplatz mit Flutlicht, ein Ball und zwei Taschen oder Jacken als Torpfosten. Bevor wir weiterfahren, zähle ich die Leute. Auf der Raststätte in Lamezia fehlte einer. Ich zählte ein zweites Mal, noch immer fehlte einer. Sitz für Sitz ging ich durch, wie auf einer Schulreise, zum Schluss las ich die Namensliste herunter. Wir fanden nicht heraus, wer fehlte, also fuhren wir weiter.»

Badolato marina (Kalabrien, Italien)

neuer Dorfteil am Meer

o m ü. M.

ca. 3200 Einwohner

B.L.: «Wenn es dunkel wird, sieht man, wo die Leute wohnen und Licht machen, wo niemand wohnt und es dunkel bleibt. Dann kommen die Männer zu mir in die Bar Leone. Am Morgen kommen sie Kaffee trinken und am Abend Schnaps. Wo sollen sie zu dieser Jahreszeit sonst hingehen? Die Pizzeria: geschlossen. Die Gelateria: geschlossen. Der *Lido*: geschlossen. Du hättest im August nach Badolato kommen müssen, nicht im November. Im August leben hier dreimal so viele Leute wie jetzt, und alle sind draussen auf der Strasse und am Strand. Einen Monat lang ist Badolato der Nabel der Welt. Die Ausgewanderten kommen zurück. Ich kenne viele von ihnen, viele aus Wetzikon. Jeder kennt jemanden aus Wetzikon. Ich mache ihre Post, ihre Rechnungen, ihre Fahrzeugbewilligungen. Wenn die Leute in Badolato ankommen, kommen sie zuerst bei mir vorbei und holen die Bewilligung ab. Jedes Mal, wenn sie kommen, haben sie unsere Sprache ein wenig mehr vergessen. Sie machen hier Ferien und meinen, sie würden so leben wie früher. Doch wenn sie Ende August nach Hause fahren, lassen sie ein leeres Dorf zurück, dann sieht es hier aus wie nach dem Markttag. Ein Sprichwort besagt: «Chi parte sa quello che lascia, ma non sa quello che trova.» Ich sage: All die Badolatesi, die vor vierzig, fünfzig Jahren nach Wetzikon ausgewandert sind, die haben gewusst, was sie erwartet. Doch was haben sie zurückgelassen? Sie wissen gar nichts. Sie sind gegangen, weil es hier keine Arbeit gab. Aber was machen dann all die Afrikaner hier auf den Plantagen? Was machen die Rumänen in den Häusern der Alten? Was machen die Chinesen in ihren Läden? Sie arbeiten. Sie arbeiten gut und viel, das ist es nicht. Aber sie gehen mir auf den Sack. Ich würde sie alle ausschaffen. Sie nehmen uns die Arbeit weg. Solange die unsere Arbeit machen, wollen die Jungen nicht arbeiten. Sie studieren, lassen sich zu Hause durchfüttern und gehen dann in den Norden. Und was macht der Staat? Nichts. Er hat uns vergessen. Anstatt Geld bekommen wir die Ausländer aus dem Norden. Sie schicken die Ausländer nicht zurück nach Afrika, sondern zu uns. Es macht keinen Unterschied, Kalabrien ist ein Drittweltland. Irgendwas ist falsch gelaufen in den letzten Jahrzehnten. Mussolini, der wusste noch wie. Mussolini hat uns Strassen und die Eisenbahn gebracht, nicht Ausländer. Ich würde sie alle ausschaffen: die Ausländer, die Politiker und den Papst.»

F.V.: «Nimm dir eine Mandarine. Ich habe sie gestern gepflückt, die ersten Mandarinen. Wie sie riechen! Meine Frau streicht sich mit der Schale der Mandarinen über

den Hals. Und wie sie schmecken! Solche Mandarinen findet man bei euch in der Schweiz nicht, oder? Die Früchte, die auf unserem Land wachsen, sie haben den Geschmack der Erde, die Kraft der Sonne, sogar den Geruch des Meers. Unser Land ist arm, aber die Erde ist reich, das ganze Jahr über. Jetzt ist die Zeit der Mandarinen, der Khaki und Granatäpfel. Dann kommen die ersten Orangen, die zweiten Mandarinen, die zweiten Orangen, bis in den Mai hinein, bis die Sommerfrüchte kommen. Wir haben hier in Kalabrien alles. Für meinen Laden muss ich trotzdem Früchte und Gemüse hinzukaufen. Die Leute wollen alles früher kaufen, als es hier Saison hat, oder später. Kaktusfeigen im Sommer und Kaktusfeigen zu Weihnachten. Als ich klein war, hat mein Vater die indischen Kakteen im Sommer geschnitten, damit sie erst im Winter Früchte machen. Heute verfaulen die Kaktusfeigen unter den Stauden, und ich verkaufe Kaktusfeigen aus Sizilien. Ich habe keine Wahl. Es tut mir weh, all die Früchte am Boden zu sehen, wenn ich übers Land fahre. Das Land gehört niemandem mehr oder Leuten, die ausgewandert sind. So ist das halt. Schau, diese Vase habe ich auf meinem Land gefunden. Eine antike griechische Vase. Ich weiss nicht, wie viel Wert sie hat. Wenn ich sie verkaufe, kommen die Archäologen und stechen mir das Land um. Deshalb behalte ich sie und meine Frau bewahrt Knöpfe in der Vase auf.»

V.P.: «Badolato war in der Antike eine griechische Kolonie. Ein paar Jahrhunderte später, im Jahre 1080, haben byzantinische Mönche im Landesinnern ein befestigtes Kloster errichtet, das heute noch steht. Neben dem Kloster entstand das Dorf Badolato. Bis vor fünfzig Jahren lebten Mönche im Kloster, Badolato superiore hatte über 6'000 Einwohner. In Badolato marina gab es vor fünfzig Jahren nur den Bahnhof und die Bar Leone. Doch dann wanderte eine ganze Generation von Badolatesi aus oder zog ans Meer. In Marina wurden diese farbigen Häuser aus dem Boden gestampft, ohne Baubewilligung, einfach möglichst schnell und billig. In Superiore wohnen heute noch 300 gebürtige Badolatesi und ebenso viele Dazugezogene. Die dreizehn Kirchen, das Kloster und die Paläste sind zwar geblieben, doch sie sind dem Verfall ausgesetzt. Solange Menschen da waren und die Gebäude nutzten, blieben sie bestehen, während 1'000 Jahren. Seit sie leer stehen, verfallen sie. In Badolato superiore gibt es keine Schule mehr, keine Metzgerei, keine Bäckerei. Einzig die Bar degli Artisti und ein Lebensmittelladen sind geblieben. Händler fahren die Viertelstunde bis Superiore hinauf nur, wenn ein Fest oder eine Prozession stattfindet. Wer will in einem solchen Dorf noch leben? Zusammen mit anderen Architekten und Bauunternehmern habe ich die verlassenen Häuser renoviert und zu Ferienwohnungen umgebaut. Wo früher vier Familien in je einem Zimmer wohnten, da gibt es jetzt ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, eine Küche und ein Badezimmer, sprich: eine Ferienwohnung. Diese Wohnungen haben wir an Leute vermietet aus Norditalien, aus der Schweiz, einige sogar aus Wetzikon, aus Deutschland, Frankreich und Amerika. Unter ihnen sind viele Künstler, Architekten und sonstige Gebildete, die der Bausubstanz Sorge tragen und das Dorfbild nicht durch Neubauten verschandeln. Diese Leute haben gewisse Ansprüche an eine Ferienwohnung. Vor fünfzig Jahren mussten die Frauen am Fluss Wasser holen gehen, heute gibt es in jedem Badezimmer eine Dusche, eine Badewanne, ein

**Ge|mein|de|part|
ner|schaft, die:
Partnerschaft
zwischen zwei
Städten oder**

Gemeinden mit dem Ziel, sich kulturell und wirtschaftlich auszutauschen

Fussbädchen und eine Waschmaschine. Das ist mehr, als die meisten Italiener haben, die hier leben. Wir haben die Wohnungen nicht verkauft, sondern vermietet. Die Mietverträge haben eine Laufzeit von dreissig, vierzig Jahren. Die Wohnungen gehören praktisch den Mietern, sie konnten auch beim Innenausbau mitbestimmen. Falls ein Mieter die Laufzeit überlebt, kann er sie natürlich verlängern. Wenn er oder seine Nachkommen die Wohnung aber nicht mehr wollen, gehört die Wohnung wieder uns und wir können sie weitervermieten. Wenn wir die Häuser verkauft hätten, dann geschähe irgendwann dasselbe, was wir zu verhindern versuchen: Badolato superiore würde ein Geisterdorf werden.»

Badolato superiore
alter Dorfteil im Landesinnern
240 m ü. M.
ca. 620 Einwohner

H.T.: «Mimmo hat mir vor fünf Jahren ein schwarz-weisses Foto gezeigt von Badolato aus den Fünfzigern. Mimmo, seine Familie und viele andere Badolatesi kommen in Wetzikon in meine Arztpraxis, da ich Italienisch spreche. Mimmo hat mir von Badolato superiore erzählt und von den alten Häusern, die renoviert und als Ferienhäuser verkauft wurden. Ich habe sofort zugeschlagen. Das Dorf sieht heute noch aus wie auf dem schwarz-weissen Foto, gleichzeitig ist alles farbig und lebendig. In meinem ersten Sommer habe ich Brombeerkernchen von der Terrasse gespuckt und ein Jahr später war da ein Brombeergestrüpp. Jeden Sommer verbringe ich einen Monat in meinem Haus in Badolato. Ich habe mein eigenes Bett, meine eigenen Bücher, mein eigenes Geschirr. Die Pastateller stehen im Küchenschrank vor den flachen Tellern. Öl und Wein bekomme ich von meinen Nachbarn, am Morgen bringt mir Santa frisches Brot herunter. Santa wohnt über mir, seit neunzig Jahren lebt sie in der gleichen Wohnung. Vor einem Jahr fiel sie die Treppe hinunter und brach sich das Bein. Als ich in die Ferien kam, wollte sie, dass ich ihr etwas auf den Gips zeichne. Der Gips war schon voll bemalt. Ich fragte: «Seit wann tragen Sie den Gips?» Santa sagte: «Seit drei Monaten.» Ich schnitt ihr den Gips sofort auf und nahm in ab. Santas Bein war so schwach, dass sie nicht mehr darauf stehen konnte. Wir machten einen Monat lang zusammen Physiotherapie. Jetzt wohnt sie wieder in der Wohnung über mir und bringt mir jeden Morgen frisches Brot herunter. Seither kommen viele Leute mit ihren Gebrechen zu mir, einmal wurde ich sogar zu einer Geburt gerufen. In Badolato superiore gibt es keinen Arzt und keine Apotheke. Ich nehme immer ein Köfferchen voller Medikamente, Verbandszeug und Instrumente mit aus der Schweiz und lasse das Material hier. Santa gibt mir Olivenöl, Honig und Brot mit nach Hause. Das sind hier die Geschenke zur Hochzeit, gleichzeitig sind es die Grabbeigaben. Der Glauben der Badolatesi ist sehr stark, ihr Aberglaube ebenfalls. Neben meinem Haus steht die Chiesa

del Carmine. Mario, ein Mann so alt wie Santa, sammelt jeden Morgen Staub vom Kirchenboden auf und lässt ihn vom Messdiener segnen, dann rührt er den Staub in Wasser ein und trinkt ihn.»

M.J.: «I really like it here. This place is just amazing. It's absolutely beautiful.»

S.M.: «Es ist niemand da. Es ist niemand da. Wen suchen Sie? Den Sie suchen, er ist bestimmt gegangen. Mein Grossvater ging vor hundert Jahren nach Amerika. Vor fünfzig Jahren gingen sie alle nach Wetzikon. Und wenn sie zurückkamen nach Badolato, dann bauten sie ein Haus am Meer, um Ferien zu machen. Ihre Elternhäuser liessen sie leer, das Dorf, in dem sie aufgewachsen sind, liessen sie zerfallen. Schauen Sie sich um.»

Sebastian Goop

Es möge lange währen

Longo maï oder das Alter einer sozialen Bewegung

Spätherbst in der Provence. Zikadengeschrei und starker Wind. Ein winziger Bahnhof am Fusse eines Hügels, an dessen Südhang das verlassene Städtchen La Brillane sein etwas tristes Dasein fristet. Hier, wo zweimal täglich der Zug in Richtung Marseille Halt macht, warte ich auf Marie von Longo maï.

Zehn Minuten später. Wir fahren die Landstrasse Richtung Limans entlang, vorbei an Feldsteinhäusern und Krüppeleichen. Rotgelbe Blätter säumen den Asphalt, auf dem Maries alter Renault sich knatternd seinen Weg bahnt. Ziel unserer Reise ist die Landkommune Grange Neuve. Als älteste und grösste von europaweit neun Longo-maï-Kooperativen ist sie so etwas wie die Hauptschlagader der Bewegung. «Wir müssen uns beeilen», sagt Marie, «ich bin heute zum Kochen eingeteilt.» Die Frau hinter dem Steuer ist eine zierliche Person von vielleicht fünfundfünfzig Jahren. Sie wirkt etwas erschöpft, ergreift nur selten selbst das Wort. Eigentlich spricht sie nur, wenn sie gefragt wird. Und selbst dann sind Maries Antworten knapp. «Verrate nicht gleich allen, dass du Journalist bist», sagt sie irgendwann. «Das kann leicht böses Blut geben.»

Wir sind unterdessen auf einen schlecht asphaltierten Feldweg abgebogen und nähern uns einer breiten Hügelkette. Irgendwo da oben muss es liegen, das Reich der «Longo», wie sich die Kommunarden selbst bezeichnen. Bald schon geht es steil bergauf; die Vegetation wird üppiger, die Nachmittagssonne scheint Marie ins Gesicht.

Vor langer Zeit, es war im Sommer 1973, führen dreissig junge Lehrlinge, Schüler und Studenten denselben steilen Schotterweg hinauf. Getrieben von der Idee eines gänzlich

Ko|ope|ra|ti|ve,
<lat.-fr.-russ.>
die: Arbeits-
gemeinschaft

neuen, von falschen Zwängen befreiten Lebens hatten sie tags zuvor Basel verlassen. Was ihnen vor Augen schwebte, war die per Resolution beschlossene Erschaffung einer «experimentellen Zone des freien menschlichen Lebens auf der Grundlage landwirtschaftlicher Selbstversorgung». Der Preis, den sie hierfür zu zahlen hatten, nämlich den Bruch mit ihrer bürgerlichen Existenz, erschien ihnen äusserst gering. Die jungen Pioniere rekrutierten sich aus der linken Basler Lehrlingsbewegung Hydra und ihrer Wiener Schwesterorganisation Spartakus. Letztere war aus der kommunistischen Partei Österreichs hervorgegangen und hatte sich, daheim zu Unrecht terroristischer Betätigung bezichtigt, 1970 nach Basel abgesetzt. Zu den Wiener «Flüchtlingen» gehörte auch ein Mann, der sich bei genauer Betrachtung ein wenig von den anderen unterschied. Entschiedener war sein Blick, kompromissloser sein Auftreten. Rémi, der so sehr geliebte, Rémi, der so verhasste. Auch er trug dazu bei, dass Hydra und Spartakus schon bald ineinander aufgingen. Auch er unterstützte jene, die dem Fluch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht länger in Form eines theoretisch-diskursiven Abnützungskampfes, sondern durch die Gründung von «Pioniersiedlungen» begegnen wollten. Bald sprach man von der «Chance, auf die die Jugend wartet», schon von der «Möglichkeit, mit der Vergangenheit Schluss zu machen». Vom Europa, das «aus der Sackgasse» geführt werden sollte. Bis man schliesslich beschloss, die Idee der europäischen Jugendgemeinschaften mit vollem Einsatz zu verwirklichen. Von solchem Geist beseelt, tourte man durch Europa, sammelte Geld und erstand jene 300 Hektar Land, auf die Maries alter Renault nun Kurs hält.

Ein bunter Gemüsegarten, eine alte Schlosserei, zwei herumstreunende Hunde. So kündigt sich Grange Neuve seinen Besuchern an. Kaum hat Marie ihren Wagen neben einem rostigen Kleinbus abgestellt, eilt sie leise davon. Gleich neben dem Parkplatz steht ein massives Feldsteinhaus mit einem länglichen Innenhof. Hier im Schatten sitzen Männer und Frauen um einen schmalen Tisch und sortieren Mandeln aus. Die guten nach links, die verfaulten nach rechts. Geht jemand am Tisch vorbei, nehmen sie kaum Notiz davon; sie scheinen sich in einer Art Dämmerzustand zu befinden. Zwei Autos halten vor dem Innenhof. Sie sind vollgestopft mit Gemüse: Lauch, Tomaten und Peperoni werden kistenweise in einen Kühlraum verfrachtet. Eine Frau mit Dreadlocks schleppt Kartoffelsäcke in eine Grossraumküche. Auf einer Steintreppe spielen zwei Kinder mit einem Hund. Ich gehe an ihnen vorbei, verlasse den Innenhof und befinde mich nun auf einem schmalen Feldweg, der quer durch das Gelände führt. Sonnenkollektoren und Baustellen prägen das Bild. Hier und dort stehen kleine Stroh- und Steinhäuser. Vor dem Eingang einer improvisierten Schreinerei liegen zwei abholbereite Holztüren. Drei müde Schweine wärmen sich vor einem Holzstall an der prallen Sonne. Eine Frau bäckt leise singend Sauerteigbrot, ein paar Barfüssige laufen mit Körben an Himbeersträuchern entlang und pflücken, was seit der Sommerernte nachgewachsen ist.

Als die Basler Pioniere 1973 hier ankamen, gab es nichts weiter als 300 Hektar überwuchertes Land und drei bis auf die Grundmauern verfallene Höfe. Die dreissig jungen

Spar|ta|cus: war ein römischer Sklave und Gladiator. Historische Bedeutung erlangte er als Anführer eines

Sklavenaufstandes während der späten Römischen Republik

Städter, viele stammten aus wohlhabenden Familien, hatten nicht die leiseste Ahnung von Ackerbau, geschweige denn von Viehzucht. Aber es gab keine Alternative: In Windeseile mussten Höfe wieder aufgebaut, Wasserquellen gefunden und Felder angelegt werden. Man gab sich einen Namen, der ein langfristiges Bestehen zumindest suggerierte: «Longo maï», der provenzalische Ausdruck für «es möge lange währen». Aus dieser Zeit stammt auch die Anekdote von den durch hohes Verhandlungsgeschick erstandenen Ziegen, die so jung gewesen sein sollen, dass sie noch nicht einmal Zähne hatten. Erst etwas später stellte sich heraus, dass sie ihnen längst ausgefallen waren. Jedoch: Den in der Umgebung als weltfremde Spinner in Verruf Geratenen gelang trotz etlicher Missernten und mit der Unterstützung eines befreundeten Bauern bald Erstaunliches; Höfe wurden wieder aufgebaut, Grundnahrungsmittel in Eigenproduktion hergestellt, landwirtschaftlich nutzbarer Boden generiert. Man verstand sich als Gegengewicht zu den daheim gebliebenen «linken Schwätzern». Zweifeln hielt man entgegen, dass «ein Millimeter Praxis» allemal besser sei als «ein Kilometer Theorie». Schnell wuchs die Kooperative an, die politische Arbeit begann: Chile-Flüchtlinge wurden aufgenommen, polemische Kommentare verfasst. Als Reaktion auf die Ausweisung von acht Gründungsmitgliedern wurden neue Kooperativen in der Schweiz, Belgien und Deutschland gegründet. Die Zeichen standen auf Expansion, Longo maï war endgültig in der Realität angekommen. Zu dieser Realität gehörte auch Rémi. Rémi, der Kriegsdeserteur, der revolutionäre Übervater, Rémi, das grosse Vorbild, der schöne Zigeuner. Rémi, der laut einem aus der Bewegung ausgestretenen Gründungsmitglied auch zu sagen pflegte: «Eine Frau ist wie ein Schaf. Sie muss einmal im Jahr werfen, damit sie rentabel ist.»

All das ist lange her und Rémi seit 1993 tot. Zwanzig Jahre verbrachte er in Grange Neuve und stellte eine Art lebendes Paradoxon innerhalb der Bewegung dar. Ein bis zu seinem Tod ungebrochener Rückhalt im Kollektiv ermöglichte es ihm, sich in die Rolle des Oberkommunarden zu katapultieren. Niemand wusste genau, wer Rémi war. Legenden von Barrikadenkämpfen, ausgestandener Folterung und antifaschistischer Betätigung rankten sich um ihn. Charismatisch, wortgewandt und solidarisch sind die Attribute, mit denen man ihn noch heute beschreibt. Brutal, autoritär und neurotisch ihre negativen Entsprechungen. Ausgestattet mit zahlreichen Privilegien, bewohnte Rémi mit einer Handvoll männlicher Vertrauter einen kleinen Hügel oberhalb von Grange Neuve. Rémi, der sich nach aussen homophob gab, verführte im fahlen Dämmerlicht der hereinfallenden Nacht seine jungen Gefolgsmänner. Er bekämpfte Zweierbeziehungen und degradierte Frauen zu Milchkühen. Unter seiner Regie wuchs Longo maï zu einer gut organisierten und expandierenden Genossenschaft heran, führte erfolgreiche Kampagnen für Minderheiten, Flüchtlinge und Benachteiligte durch, befreite sich nach und nach vom immensen materiellen Druck der Anfangsjahre. Unter seiner Regie entwickelte sich auch das, was rückblickend als düsterstes Kapitel in der Geschichte von Longo maï bezeichnet werden muss: eine Kultur zwischenmenschlicher Härte, unbedingten Misstrauens und erzwungener

Selbstkritik. Im Zuge nächtelanger Intensivsitzen wurden Aufnahme- und Loyalitätsprüfungen durchgeführt, Menschen psychisch massiv unter Druck gesetzt, Fehlbare vor dem Kollektiv erniedrigt, bis sie Reue zeigten. Notfalls auch mit Schlägen.

In Montois, einer kleinen Longo-mai-Kooperative in der Romandie, sitzt Patrick, neunundvierzig, an einem Holztisch und erinnert sich aus sicherer zeitlicher Entfernung an damals. «Die Situation war in vielerlei Hinsicht eine Katastrophe, ein Diktat sondergleichen. Das war auch einer der Gründe dafür, dass ich damals Grange Neuve verlassen habe», sagt er mit ernster Miene. «Es ist erstaunlich, dass so viele junge und intelligente Menschen diese in starkem Widerspruch zu unseren Idealen stehenden Verhältnisse mitgetragen haben.» Jemand klopft an die Tür. «Jetzt nicht.» Patrick lässt seinen Blick durch das abgedunkelte Zimmer schweifen, ruckartig wie ein Kater, ohne dabei den Kopf zu bewegen. «Es ist wichtig, diese Zeit nicht schönzureden», setzt er unvermittelt fort. «Aber man darf Rémi auch nicht auf seine despotischen Züge reduzieren. Er ist Teil unserer Geschichte, auch ich habe vieles an ihm bewundert. Weder ist heute alles gut, noch war damals alles schlecht.»

Patrick, Vater von zwei Kindern und Verteidiger im örtlichen Fussballclub, repräsentiert jene undogmatische, lokal gut vernetzte und an der Vergangenheit gereifte Mehrheit in der heutigen Longo-mai-Bewegung. Rund 200 Menschen leben derzeit in neun selbstverwalteten Genossenschaften mit Standorten in Frankreich, Deutschland, der Schweiz und Costa Rica. Die Erzeugnisse aus Handwerk und Landwirtschaft decken nicht nur einen Grossteil des Eigenbedarfs an Nahrung und materiellen Gütern, sondern werden darüber hinaus regional vermarktet. Weitere Einnahmequellen sind Agrarsubventionen sowie Spenden, vor allem aus der Schweiz. Eine zentrale Rolle spielt bis heute die politische Arbeit. Sprachrohr einer dezidiert antikapitalistischen Lesart gesellschaftlicher Entwicklung sind die dreimal jährlich erscheinenden «Nachrichten aus Longo mai» sowie ein hauseigener Radiosender. Mit Kampagnen und Aufrufen wird gegen Gentechnik, Rassismus und prekäre Anstellungsbedingungen protestiert. Dies nahmen die Behörden immer wieder zum Anlass, Hausdurchsuchungen und Verhaftungen durchzuführen. Lange wurde Longo mai in staatlichen Berichten als Sekte geführt, bis ein gesetzliches Verbot die Kooperativen 1996 rehabilitierte.

Sonntagabend in Grange Neuve. In der Zentralküche – Mittag- und Abendessen gemeinsam, Frühstück individuell – kocht Djamel, Algerier, für achtzig Personen Couscous mit Schweinswürsten und Gemüse, alles aus eigener Produktion. Gruppenweise füllt man Krüge mit Wasser, greift in Schubladen, Schränke und Kochtöpfe, begibt sich mit randvollen Schüsseln in den grossen Versammlungssaal. Hier lässt man sich nieder und isst. Zwischen dem Grüppchen der Besucher, etwas nervös und blass, den jungen, dynamischen Emporkömmlingen und den leicht gebückten Alten werden Rotweinflaschen hin- und hergereicht. Die einzelnen Gruppen durchmischen sich nicht, etwas unsicher stochern die Gäste in ihren Tellern herum. Zwei Kinder rennen durch den Saal und werden ermahnt, sich endlich auf ihre Plätze zu begeben. Deutsche und französische Sprachfetzen mischen sich mit dem Musikprogramm des

Haussenders Radio Zinzine.

Eine halbe Stunde später wird in der Küche Geschirr abgetrocknet, im Saal beginnt die sonntägliche Vollversammlung. Hier zwischen den hohen Steinwänden, wird nun über die Einteilung für die anstehende Gemüseernte debattiert. Etwas chaotisch, denn jeder kann jederzeit seine Meinung einbringen, etwas aggressiv, denn an den Stimmen haftet der Beiklang subtiler Härte, vielleicht als ein Relikt jener fernen, wenig glanzvollen Epoche, über die in Grange Neuve noch heute nur ungern gesprochen wird. Entschieden wird nicht per Mehrheitsbeschluss, sondern grundsätzlich durch Konsensbildung: Erst wenn alle Anwesenden einverstanden sind, gilt eine Entscheidung als gefällt. Dies mit dem Ergebnis, dass über manche Fragen seit Jahren verhandelt wird. Schon geht die Vollversammlung in die nächste Runde: Die im Laufe der Woche Dazugestossenen werden dazu aufgefordert, sich vorzustellen, sofern nötig wird simultan übersetzt. «Mein Name ist Stefan, ich komme aus Zürich und bin hier, weil ich über Freunde von euch gehört habe.» «Il s'appelle Stefan, il vient de Zurich, ...».

Bei Longo maï gibt es eine ausgeprägte Tradition der Gastfreundschaft, immer wurde alles mit allen geteilt. Zehntausende Menschen haben Grange Neuve im Laufe der Jahre besucht: meist junge, verträumte Idealisten auf der Suche nach Sinn in einer für sie entzauberten Welt. Viele blieben ein paar Tage, höchstens Wochen, zogen dann weiter, kamen vielleicht irgendwann wieder vorbei; für ein Leben im Kollektiv entschieden sich nur die wenigsten. Auch viele der in den Kooperativen geborenen Kinder suchten ihr Glück ausserhalb des elterlich-alternativen Mikrokosmos. Die Folge: Eine relativ geringe Anzahl an jungen «Longos» steht heute der überproportional vertretenen Generation-fünfzig-plus gegenüber. Diese Überalterungstendenz bringt die Gefahr einer nach und nach von Altersbeschwerden, schwindender Produktivität und Todesfällen geprägten Mitgliederstruktur mit sich.

«Über das Thema Überalterung wird zu wenig diskutiert, es gibt keine konkreten Lösungsansätze», erzählt Martina, neunundfünfzig, weit zurückgelehnt in einen Schaukelstuhl. In ihrer linken Hand hält sie ein Glas Rotwein, mit der rechten rührt sie gestikulierend in der Essenz ihrer verblassenden Erinnerung. Als sie 1974 als junge Frau in Grange Neuve ankam, schienen solche Fragen in unendlicher Entfernung zu liegen. Nun sieht sie sich selbst mit erheblichen gesundheitlichen Problemen konfrontiert. «Es macht mich sehr traurig zu sehen, dass alles umsonst gewesen sein könnte», sagt sie mit zarter, mädchenhafter Stimme. «Ich habe alle Höhen und Tiefen unseres Experiments miterlebt. Wir sind auf unserem Weg in manche Sackgasse geraten, trotzdem steckt in Longo maï die Liebe und Kraft sehr vieler guter Menschen.»

Wie es um die Zukunft der Kooperativen tatsächlich steht, ist schwer abzuschätzen. Offensichtlich ist, dass die Auseinandersetzung mit der Überalterungsfrage intern dringend forciert werden müsste. Denn anstatt Anreize für junge Menschen zu schaffen, scheinen viele der Alteingesessenen des ständigen Besucherandrangs überdrüssig und kaum mehr in der Lage, sich auf ihre Gäste einzulassen. So verständlich dies auch sein mag: Letztendlich müssen, will man in zwanzig Jahren noch immer das selbst-

Au|tar|kie, die; -, ...ien: wirtschaftliche Abhängigkeit [vom Ausland]

verwaltete, kritische und autonome Netzwerk dieser Tage sein, innovative Ansätze und raffinierte Strategien erdacht werden. Der Berner Historiker Andreas Schwab, der sich im Rahmen eines Filmprojekts ausführlich mit Longo maï beschäftigt hat, hält eine Öffnung nach aussen für wahrscheinlich. Er spricht von hybriden Lösungen, der Einbindung externer Betreuer und einem wohl unausweichlichen Verfall ideeller Identität. «Die Altersfrage», so fasst er zusammen, «ist in der Tat hochproblematisch.»

Dienstagmorgen in Grange Neuve. Zwei Wochen sind seit meiner Ankunft vergangen. Ein letztes Mal laufe ich durch das Gelände, vorbei an Sonnenkollektoren, Schafen und Himbeersträuchern. Auf die eine oder andere Weise möchte ich mich arrangieren mit dieser Nische der Rebellion, genannt Longo maï. Ich ringe um Verständnis für dieses Experimentierfeld der Ideen, das auf dem Drahtseil seiner bald 40-jährigen Geschichte nicht immer schwindelfrei zu balancieren vermochte. Zwei grauhaarige Männer sitzen schweigend vor Pigeonnier, dem ersten Hof, den die Pioniere von Hydra und Spartakus damals wieder aufbauten. Unverrückbar steht es da, dieses lebendige Zeugnis der Entschlossenheit einer Handvoll Idealisten, die jung waren und alt geworden sind. Bis heute sind sie Teil einer Bewegung, deren treibende Kraft die unstillbare und tiefe Sehnsucht nach einer besseren Welt ist.

Einige Stunden später. Pia, eine Deutsche um die Fünfzig, hat sich dazu bereit erklärt, ihren wöchentlichen Gang zur Physiotherapie um einen Abstecher zum Bahnhof zu ergänzen. Wir steigen in denselben alten Renault, der mich vor zwei Wochen abgeholt hat und fahren in entgegengesetzter Richtung die Landstrasse entlang. Die hohen Bäume zwischen den Lehmhäusern tragen bereits keine Blätter mehr. Es ist kalt geworden in der Provence.

Am Bahnhof von La Brillane warten zwei einsame Reisende auf den Nachmittagszug nach Marseille. Schon bläst der Bahnwärter in seine Trillerpfeife. Hier, wo die Zeit keine Spuren zu hinterlassen scheint, beginnt meine Rückreise in eine andere Welt.

Daniela Weinmann
Die Dienstleister Gottes
Porträt eines evangelischen
Reinigungsunternehmens

Dietlikon, neun Uhr morgens. Schnurgerade Spazierwege führen an den Horizont. In einem Kanal spiegeln sich Pappeln, die Wohnblöcke stehen parallel. Die Parkplätze sind leer, die Schaukel auf dem Rasen glänzt in der Sonne wie eine Skulptur. Ein Van fährt vor. Fünf Männer in tadelloser Arbeitskleidung springen aus dem Wagen. Zehn Hände greifen nach Plastikkisten und Eimern und hieven einen Staubsauger auf die Strasse. Roger Hofstetter, der Chef der Reinigungsfirma Exodust, schlägt die Hecktüre des Wagens zu. Die Rückscheibe präsentiert weder Logo noch Werbebotschaft, sondern einen Bibelspruch. Doch das soll sich bald ändern. Bald werden lebensgrosse Fotografien der Reinigungsfachmänner auf dem Auto prangen, um Exodust in der Region zu einem Begriff werden zu lassen.

Exodust ist eine Reinigungsfirma, die von bekennenden Christen geführt wird, mit dem Ziel, Menschen zu helfen. Auf der Webseite der Firma steht: «Exodust wurde von vier Freunden gegründet, mit dem Ziel, Menschen aus ihrem persönlichen Ägypten heraus zu führen». Allerdings verrät die Webseite nicht, wer diese Menschen in Not sind.

Wer weiss, ob die Kunden aus Dietlikon die Webseite von Exodust je zu Gesicht bekommen haben. Vermutlich sind sie bereits damit beschäftigt, ein neues Heim einzurichten, froh, dass sich jemand um die Reinigung ihrer alten Wohnung kümmert. Sie sind Kettenraucher, soviel lässt sich von den Wänden ablesen. Mittlerweile sind Roger und seine Crew bereit. Er ruft alle im Wohnzimmer zusammen. In einem früheren Leben war er Berufssoldat, und vielleicht schlägt etwas aus dieser Zeit durch,

E|xo|dus <gr.- lat.; nach dem 2. Buch Mose, das den Auszug der Juden aus Ägypten schildert> der:

wenn er mit lauter Stimme die Putzaufgaben aufzählt. Doch einer der Zuhörenden legt ihm sachte die Hand auf den Arm: «Warte kurz, Roger – geht es dir gut?» Der Sprechende heisst Philipp Etter. Roger ist zwar der Chef der Firma, Philipp aber ist der visionäre Kopf dahinter. Väterlich blickt er in die Runde und ermahnt die Kollegen: «Trinkt genug, ja?» Die Männer arbeiten heute mit nüchternem Magen. Sie fasten. Müde oder mürrisch wirken sie aber keineswegs, im Gegenteil. Sie sind gut gelaunt. Roger singt sogar vor sich hin, während er die Fensterläden mit dem Dampfreiniger behandelt. Aus dem Badezimmer dringen Fetzen von evangelikalen Liedern, die dann und wann durch ein lautes «Halleluja» unterbrochen werden.

Rafael, der gerade den Backofen einschäumt, hat vor wenigen Tagen seine Stelle als Architekt aufgegeben. Heute ist er einer von vier «Freunden», die Menschen aus ihrem «persönlichen Ägypten» befreien. Menschen wie Jonas etwa. Ohne Exodust stünde er auf der Strasse. Nachdem er seine Lehre als Koch abgebrochen hatte, lebte er lange von der Sozialhilfe – bis diese ihn aussteuerte. «Ich war ein Absturz», erzählt er, «Ich war faul, trank, nahm Drogen. Ich konnte mich nicht motivieren. Ich hasste alles an meinem Job.» Seit er bei Exodust arbeite, sei nichts mehr wie zuvor. «Exodust, das ist mehr als ein Job. Bei Exodust sind wir Freunde. Wir grillieren zusammen, wir spielen zusammen Fussball, wir reden über alles. Wir teilen unser ganzes Leben, das Auto, die Wohnung.» Heute putzt Jonas die Toilette. Dann bekommt er Bauchschmerzen, Philipp muss ihn nachhause an die Stauberbergerstrasse in Uster fahren.

Elf Erwachsene und vier Kinder wohnen dort in fünf Wohnungen. Das sind zwei Familien, ein Ehepaar, eine Männer- und eine Frauen-WG. Diese fünfzehn Leute bilden den «Verein Stauberberger», der hinter Exodust steht. Wenn Exodust eine Sozialfirma wäre, dann wäre der Verein Stauberberger eine betreute Wohngemeinschaft. Denn der Verein Stauberberger will benachteiligten Personen nicht nur eine Arbeitsstelle bieten, sondern auch ein Zuhause. Seit einiger Zeit lebt Jonas in der Männer-WG. Sämi, Jonas und Roger teilen sich ein Mehrfamilienhaus. Karin, die Sekretärin der Firma und Rafaels Ehefrau, führt Neugierige bereitwillig in den Wohnungen herum. Das Mehrfamilienhaus wurde vor kurzem renoviert, die Fugen zwischen den Keramikplatten am Boden leuchten weiss, in der Küche riecht es nach frischem Brot. Im Keller befindet sich das Lager der Putzutensilien. Die Waschmaschine brummt, die Lappen sind säuberlich aufeinander gestapelt und duften nach Lavendel. Jemand hat drei Kärtchen mit Bibelsprüchen auf das Lappenregal geklebt. Im Wohnzimmer der Jungs steht ein mannshohes hölzernes Kreuz, flankiert von Weltkarten. «Das sind Rogers Karten», erklärt Karin. «Roger ist ein Apostel», fügt sie hinzu. Sie sei sich gewiss, dass Roger in der Zukunft in die Welt hinaus reisen und viele Kirchen gründen werde.

Karin verfügt als einzige im Verein Stauberberger über eine sozialpädagogische Ausbildung. Letzten Sommer hat sie ihren Bachelor an der Zürcher Hochschule der Angewandten Wissenschaften bestanden. «Jonas hat es immer wieder beschäftigt, dass ich eine Sozialarbeiterin bin», erzählt sie. «Bisher ist er Sozialarbeiterinnen vor allem dann begegnet, wenn er dringend Geld brauchte. In einer Sozialarbeiterin sah er vor allem eine Person, die am längeren Hebel sitzt und die es auf nach Strich und Faden auszutricksen gilt. Zum Glück sind wir keine soziale Institution. Auf diese Weise darf ich Kollegin sein und muss keine professionelle Rolle einnehmen.»

Das Angebot des Verein Stauberberger erfüllt die Anforderungen, die der Kanton Zürich an Institutionen mit gleicher Ausrichtung stellt, ohnehin bei weitem nicht. Wenn Exodust wirklich eine Sozialfirma werden wollte, scheiterte das kleine Unternehmen bereits an der fehlenden Ausbildung seiner Angestellten. Therapeutisches Fachwissen ist im Verein Stauberberger so gut wie keines vorhanden. Ihr Therapiekonzept ist der Glaube an das Wirken Gottes.

«This Home Believes». Das steht in verschnörkelter Schrift auf einem laminierten Zettel an der Haustür der Familie Etter. Im Korridor liegen Spielsachen herum. Schon kommen Benaja und Sharon angerannt, die mit grossen Augen jeden Gast neugierig mustern. Sarah und eine andere junge Frau sind gerade damit beschäftigt, Vorbereitungen für eine Hochzeit zu treffen. Am Kühlschrank haften bereits mehrere Hochzeitskärtchen. Die fotografierten Pärchen sind allesamt jung, hübsch, lächeln solide, blicken fest in die Kamera. Es ist heiss auf der Veranda hinter dem Haus, Wespen schwirren in der Luft herum. Philipp Etters iPhone liegt griffbereit auf dem Gartentisch. Er ist ein viel beschäftigter Mann. Er ist selbstbewusst und strahlt grosse Zufriedenheit aus. Auch auf unbequeme Fragen geht er ein, er gibt bereitwillig zu, wenn er denkt, einen Fehler begangen zu haben. Er besitzt eine Matura und hat an der Pädagogischen Hochschule in Zürich studiert.

Der 28-Jährige ist Familienvater, Sekundarlehrer in einer christlichen Hausunterrichtsgruppe, Reinigungsfachmann, Buchhalter, Chef einer Internetfirma und Pastor. «Wenn mich jemand fragt, was ich beruflich mache, muss ich ausholen. Meine Tätigkeit ist sehr vielseitig. Dort, wo ich am meisten Geld verdiene, dort arbeite ich am wenigsten – in meiner Internetfirma, einem Auftragsvermittlungsportal für Dienstleister. Das meiste, was ich mache, bringt nicht unbedingt Geld.» Statt über seine beruflichen Rollen würde er am liebsten von seinem jüngsten Projekt sprechen. Es wird deutlich, dass er vor allem eines ist: ein kreativer Unternehmer. Exodust ist bereits seine dritte Firmengründung. Bis heute hat er in Glarus den Umzugsservice «Speedservice» und das Fitnesszentrum «Move-It» ins Leben gerufen – jetzt wartet er mit einer neuen Überraschung auf. In wenigen Wochen will er in Uster das Schuhgeschäft «kyBoot» eröffnen, das die ergonomischen Schuhe und Matten von «Kybun» vertreiben wird. Kybun ist eine weitaus grössere Kiste als Exodust oder Speedservice. Der Erfinder der MBT-Gesundheitsschuhe und Gründer der Firma Kybun, Karl Müller, ist selbst

bekennender Christ und Multimillionär. In der christlichen Szene dürfte er ein Begriff sein; zumindest sprach er bereits am 30. März 2008 im *Fenster zum Sonntag* über seinen Geschäftssinn und seinen Glauben.

Philipp Etter gründet Firmen, um sie zu verschenken: «Den kyBoot-Shop werde ich dereinst Roger übergeben, er wird sich aus Exodust herauslösen. Roger soll nicht mit leeren Händen gehen, wenn er dereinst unsere Gemeinschaft verlässt. Die Leute, die in unserer Lebensgemeinschaft leben, fördere ich im unternehmerischen Denken. Irgendwann werden wir ein Netzwerk aus Leuten aufgebaut haben, die ihre Firmen führen und die miteinander über Freundschaften verbunden bleiben.»

Auch Jonas soll nicht leer ausgehen. Exodust soll einmal ihm gehören. Die Geschichte von Exodust läse sich dann wie ein Märchen: Ausgesteuert von der Sozialhilfe mau-sert sich Jonas mit Gottes Hilfe zum Firmenchef. Philipps Augen leuchten, während er spricht. Er schwärmt, dass er einen anderen Arbeitsmarkt aufbauen wolle. «Weltliche Unternehmer orientieren sich lediglich daran, was legal ist. Wir aber orientieren uns daran, was gerecht ist. Wir möchten das Königreich Gottes in der Wirtschaft errichten.»

In den «Königreichsprinzipien», wie Philipp sie nennt, üben sich die Genossen der Wohngemeinschaft täglich. Sie beten gemeinsam, lesen unablässig die Bibel, manchmal fasten sie. Jeden Freitag bieten sie ausserdem einen kleinen öffentlichen Gottesdienst im Industriequartier in Uster an. Die Veranstaltungen, die sie organisieren, kündigen sie auf einer Webseite an, auf welcher sie ihre Hauskirche «Kingdom Culture» nennen. Doch Philipp Etter möchte Kingdom Culture nicht als eine Kirche im engeren Sinne verstehen. Für ihn sind die Firma, die Lebensgemeinschaft und die Hauskirche ein Ganzes: eine Kultur.

Er kommt in Fahrt: «Das Christentum ist etwas Geniales. Unsere Werte ermöglichen eine funktionierende Gesellschaft. Leider haben viele Menschen Mühe mit der Kirche. Uns aber geht es nicht darum, eine neue Kirche zu gründen, sondern wir wollen eine christliche Kultur schaffen. Eine Kultur ist wie ein Treibhaus. In diesem Treibhaus wachsen genau die Pflanzen, die man möchte. Es ist schwierig, eine andere Denkweise innerhalb einer Kultur zu entwickeln. Wir von Kingdom Culture wünschen uns eine Kultur, die nicht von Egoismus, sondern von Selbstaufgabe geprägt wird.»

Philipp hat den Namen Kingdom Culture nicht erfunden – und auch die Aufbruchstimmung, die er verspürt, ist mittlerweile hundertjährig. Jene Form des Christentums, die Philipp und seine Freunde leben, ist eine Glaubenspraxis, die 1906 mit dem «Azusa Street Revival» in Los Angeles ihren Anfang nahm. Seitdem dort Afroamerikaner ein zweites Pfingsten, eine wundersame Begegnung mit dem Heiligen Geist ausgerufen haben, ist die so genannte Pfingstbewegung auf viele Gemeinden in der ganzen Welt angewachsen. Obwohl die Bewegung mittlerweile weltum-

**Pfing|sten, das;
<meist ohne
Artikel>: christli-
ches Fest, das 50
Tage nach Ostern
gefeiert wird**

spannend ist, sind es immer noch die amerikanischen Pfingstgemeinden, von welchen die wichtigsten Impulse ausgehen. Auch die Idee der Kingdom Culture ist ein ameri-kanisches Importprodukt, entwickelt von der Bethel Church in Redding, Kalifornien.

Der grösste Bruder von Exodust ist das «Dream Center» in Los Angeles. Die schiere Fläche des Zentrums, das sich der christlichen Sozialhilfe verschrieben hat, ist beeindruckend. Das Dream Center beheimatet auf über 30'000 Quadratmetern fünfhundert süchtige oder obdachlose Einzelpersonen, entlassene Häftlinge und Familien. Nicht nur Philipp Etter und seine Freunde haben das Dream Center besichtigt. Im Jahr 2000 stattete der damalige Gouverneur von Texas, George W. Bush, dem Center einen Besuch ab. In der New York Times vom 18. Februar 2001 war er des Lobes voll und verkündete, dass er solche christlichen Sozialwerke als zukünftiger Präsident unterstützen wolle. Daraufhin merkte das Blatt trocken an, dass das Dream Center wohl auf andere Methoden als auf den kalten Entzug und auf das intensive Bibelstudium zurückgreifen könnte, wenn es öffentliche Gelder erhalten würde.

Susanne Schaaf leitet seit sieben Jahren Forschungsprojekte am Institut für Sucht und Gesundheitsforschung in Zürich. Sie weiss, dass christliche Institutionen oft mit weniger Geldsorgen kämpfen als ihre säkularen Mitstreiter – wobei man aufpassen müsse, dass die wenigsten christlichen Sozialwerke mit Exodust vergleichbar seien. Viele christliche Institutionen haben ihr Angebot freiwillig durch das Bundesamt für Gesundheit überprüfen lassen und sind im Besitz einer Betriebsbewilligung – das heisst, sie verfügen über ausgebildetes Fachpersonal und ein Therapiekonzept. Ohne Betriebsbewilligung darf eine Institution keine Patienten aufnehmen. Undurchsichtig wird die Sache bei Wohltätern dann, wenn diese sich gar nicht erst als Institution zu erkennen geben wollen.

Ein Beispiel, das dem Sozialamt des Kantons Bern einiges Kopfzerbrechen bereitet hat, ist die christliche Lebensgemeinschaft «El Rafa». Das El Rafa in Schwendibach beschäftigte Suchtkranke in der hauseigenen Schreinerei, ohne über eine Betriebsbewilligung zu verfügen. Das Sozialamt unternahm mehrere Anläufe, das El Rafa zu schliessen – es gelang nicht. Im Jahr 2009 wurde die Schliessungsverfügung aufgehoben. Das El Rafa führt seine Arbeit fort, mit dem Versprechen, den Schwerpunkt weg von der Therapie auf die religiösen Aktivitäten zu verlegen. In der Szene selbst wirbt es aber weiterhin damit, Süchtige zu therapieren. Viel zu befürchten hat die Gruppierung nicht. Sie verfügt wie der Verein Stauberberger über ein Netzwerk von privaten Spendern und ist auf Geld von den Sozialversicherungen nicht angewiesen.

«Gott ist unser Versorger», so würde es Philipp ausdrücken. Manchmal versorge Gott sie sogar auf wundersame Weise. «Als ich meine Firmengründungen begonnen habe, wurde es finanziell eng. Am Ende des Monats war nichts mehr für die Familie übrig, es reichte nicht einmal mehr für die Miete. Mitten in dieser unsicheren Situation vernahm ich Gottes Stimme. Er wies mich an, ich solle einem Freund von mir tausend Franken überweisen. Gott sprach zu mir: «Wenn du empfangen möchtest, dann gib.» Ich leistete ihm Folge, denn ich wollte Gott testen, ob er für meine Familie

sorgen wird. Drei Tage später erhielt ich ein E-Mail von einem Bekannten. Er schrieb, Gott habe ihm befohlen, dass er Philipp und Sarah Etter die Hälfte seines Vermögens geben solle. Das Geld, das er uns überwies, reichte für die nächsten drei Monate.»

Wenn Karin oder Philipp über die Gründungszeit des Verein Stauberberger sprechen, so schmücken zahlreiche solcher Wundergeschichten ihren Bericht. Wie viele Gläubige ist auch Philipp Etter bereits in ein christliches Elternhaus geboren worden. In der Pubertät zog er den Glauben der Eltern in Zweifel. Er sei allmählich zu einem «Par-tytyp» verkommen, der möglichst schnell viel Geld machen wollte. Auch gekiffte habe er dann und wann. Ganz vergessen hat er den Gott seiner Eltern aber offenbar nicht; denn als ihm jemand das Buch «Der letzte Aufbruch» von Rick Joyner – einem amerikanischen «Propheten» der Pfingstgemeinden – in die Hand drückte, las er es mit Interesse. Im Sommer 2001 lud die Winterthurer Pfingstbewegung «Stiftung Schleife» denselben Rick Joyner ein, während ihres Zeltlagers «Levitencamp» auf der Open-Air-Bühne zu predigen. Das bewog den 18-jährigen Philipp, sein Zelt in Wiesendangen aufzuschlagen, um den Propheten in Fleisch und Blut zu sehen. Eine Woche lang versammelten sich sechstausend Teilnehmer im Levitencamp vor grossen Zeltbühnen. Philipp sang seinem Gott tagelang Lieder, bis er ihm erschien. «Die Predigt war schon zu Ende. Ich blieb alleine sitzen und habe weitergebetet. Ich betete: «Gott, wenn es dich wirklich gibt, wenn du lebendig bist, dann zeige dich mir.» Plötzlich geschah es. Ich lag den ganzen Abend auf dem Boden und fühlte die Herrlichkeit Gottes über mir. In diesem Moment habe ich gewusst, dass ich kein sinnloses Leben führen will.»

Derart berufen, machte sich der junge Philipp Etter auf, sein Leben zu verändern. Doch er tat sich schwer mit der Umsetzung seiner Vision. Bald fand er sich im Kreis seiner kiffenden Freunde wieder, die grosse Wende in seinem Leben blieb aus. Unzufrieden mit seiner Stagnation, suchte er sich einen Mentor. Er erinnerte sich an einen anderen jungen Mann, der wie er im Levitencamp Feuer gefangen hatte: Francesco Zaccaria, ein ehemaliger Drogensüchtiger. Zaccaria schien schon sicher auf Gottes Pfaden zu wandeln, schliesslich hatte er bereits im Glarnerland eine eigene Hauskirche gegründet und liess sich von einem Lehrer aus Brasilien in den Geheimnissen des charismatischen Glaubens unterweisen. Nach seiner Matura zog Philipp zu Francesco in eine WG. Die WG wurde zu ihrem Experiment. Aus dem gemeinsamen Bibelstudium versuchten sie abzuleiten, wie der Alltag von modernen Aposteln auszusehen hat. Nach fünf Jahren hatten sie zwei Firmen gegründet, ein Bauernhaus renoviert und Randständige bei sich einquartiert. Endlich schienen sie ihrer Bestimmung gemäss zu leben. Ihr Enthusiasmus begann Leute anzustecken; ihre Hauskirche in Luchsingen bei Glarus wuchs auf dreissig Personen an. Sie mieteten Arbeiterwohnungen, damit sie alle Gläubigen im selben Wohnblock unterbringen konnten. Im Jahr 2009 bediente ihre Umzugsfirma Speedservice bereits illustre Kunden wie den Telekommunikationsgiganten Sunrise.

Mittlerweile ist Philipp von Luchsingen nach Uster gezogen und hat sich dort mit einer anderen Hauskirche zusammengetan, einer Hauskirche aus Uerikon. In der Schweiz existieren viele solcher informellen Gruppen. Gläubige bleiben den Gottesdiensten der Freikirchen fern und gründen stattdessen Bibelkreise, in denen sie sich regelmässig treffen und beten. Statt in die regionale Kirche, gehen sie lieber alle paar Monate an christliche Grossevents. Besonders die jungen Freikirchler bewegen sich zwischen den Gemeinden frei hin und her. Statt «Methodisten» oder «Pietisten» nennen sie sich einfach «Christen» oder «bekennende Christen», um sich von jener Mehrheit der kirchlich Getauften abzugrenzen, deren Glaubensleben sich auf das Bezahlen der Kirchensteuer beschränkt. Wozu sich überhaupt einer Institution anschliessen? Viele Gläubige verstehen unter «Kirche» lediglich das Zusammensein der Gläubigen. Wer den Heiligen Geist hat, braucht keine studierten Theologen.

Derart in den Untergrund abgewandert, erleben sich die Gläubigen wie die Apostel in der Bibel. Sie fühlen sich nicht bloss dazu berufen, sich in Wohnstuben zu treffen und zu beten. Da die Apokalypse bevorsteht, drängt die Zeit. Die Welt muss gerettet werden. «Infosekta», eine politisch und konfessionell unabhängige Schweizer Fachstelle für Sektenfragen, glaubt, dass manche Gruppen das Gefühl entwickeln, die «geistliche Elite» des Landes zu sein. Philipp Etter und seine Männer möchten dieser Elite angehören. Sie bilden sich für ihre Aufgabe weiter: Unterstützung und Coaching suchen sie bei älteren Semestern von Freikirchenaussteigern. Die «Initiative Nehemia» in Gossau bietet eine Art geistliche Beratung für junge christliche Start-Up-Unternehmen an. «Nehemia. networking, connecting, supporting» preist die Webseite die Initiative an. Erfahrene Leiter von «Hauskirchen» stehen hier Pate für die junge Generation von «Aposteln». Was unter Nehemias Coaching zu verstehen sei, verrät die Webseite allerdings nicht. Ihre Sprache ist derart biblisch, dass Aussenstehende sich unter dem Angebot nichts vorstellen können. Auch Philipp mag oder kann darüber nicht viel berichten. Eine besondere Rolle spielten für seine neusten Firmengründungen jedoch die so genannten «Freundestreffen». An einem solchen Treffen lernte der junge Apostel den Erfinder der kyBoot-Schuhe kennen, Karl Müller.

Noch ist der kyBoot-Shop erst Vision, doch Roger hat sich bereits in den zentralen Firmenindex der Schweiz eintragen lassen. Philipp und Roger helfen bei Karl Müllers Firma mit, Stände auf Schweizer Messen aufzubauen und zu betreuen. Die «kyBoots» versprechen, Rückenschmerzen zu vermindern – ein Anlass für viele Kunden, mit den beiden sympathischen Verkäufern über ihre Leiden ins Gespräch zu kommen. Da Philipp und Roger tüchtige Geschäftsmänner in höherer Mission sind, bieten sie ihren Kunden auch an, mit ihnen zusammen um Heilung zu beten und sie in den Gottesdienst in Uster einzuladen, der jeden Freitagabend stattfindet.

An einem regnerischen Freitagabend suchen vier Jugendliche im Usterner Industriegelände nach der Quellenstrasse vier. Sie sind aus Winterthur angereist und besuchen den Gottesdienst des Verein Stauberberger zum ersten Mal. Es

Cha|ris|ma,
[auch: 'çarisma,
ça 'risma] <gr.-
lat.; „Gnaden-
gabe“> das; -s,
...rismen u. ...

rismata: 1. die durch den Geist Gottes bewirkten Gaben und Befähigungen des Christen in der Gemeinde (Theol.)

ist dunkel auf dem Gelände. Auch das Gebäude selbst verströmt keine heimelige Atmosphäre. Im neonbeleuchteten Treppenhaus suchen die Jugendlichen das richtige Stockwerk. Verschiedene Vereine haben sich hier eingemietet: Hinter der gegenüberliegenden Tür trainieren Jungs *Wing Tsun*. Kingdom Culture teilt sich den Raum mit der Heilsarmee. Diese lässt die junge Hauskirche ihre Räumlichkeiten gratis nutzen. An den Wänden hängen Zeichnungen voller Herzen und Farbstrudel, der Spannteppich ist dunkel-rot. Eine Säule im Raum wurde zu einem goldenen Kreuz

umfunktioniert. Etwa fünfzehn Gläubige nehmen vor der Bühne Platz. Jonas steht hinter dem Mischpult und bedient die Soundanlage. Er ist gut gelaunt. Karin und Sämi treten auf die Bühne, auf dem elektrischen Piano steht in grossen Lettern «Kingdom Culture». Obwohl der Raum fast leer ist, schiebt Jonas den Lautstärkeregler weit nach oben. Sämi haut in die Saiten und singt ein paar Zeilen, er ist sichtlich zufrieden.

Er stimmt ein erstes Lied an, dann ein zweites. Ein Beamer zeigt die Texte auf einer Leinwand, doch das Grüpplein kennt sie auswendig, manche haben die Augen geschlossen. Karin wiegt ihre Schultern im Takt der Musik hin und her. Laut singen sie christliche Gassenhauer, zum Beispiel den Schlager «Open The Eyes Of My Heart Lord», der in der charismatischen Szene schon seit 1997 kursiert. Die jungen Menschen sind bereits mit diesen Liedern aufgewachsen. Christen können singen. Die Enden der Lieder fransen aus, Sämi wiederholt die Akkorde unaufhörlich, mit geschlossenen Augen improvisiert er schweizerdeutsche Gebete. Die Gottesdienstbesucher haben sich bereits im Raum verteilt, ein Mädchen hat sich auf dem Boden ausgestreckt, ein anderes Mädchen blättert in der Bibel. Als das letzte Lied verklungen ist, tritt Roger vor die kleine Schar. Er predigt heute Abend.

Ein grosser Redner ist er nicht, doch er hat Feuer. Auf einem Flipchart stellt er zwei Begriffe einander gegenüber: «Identität» und «Demut». Christen in der Nachfolge Jesu wandelten auf einem schmalen Grat zwischen König und Diener, erklärt er den jungen Leuten. In Jesus seien alle Christen Götter, die rechtmässigen Erben der Welt, doch auch die Diener aller. Als Kinder Gottes seien sie ausgerüstet mit übernatürlichen Kräften, den Gaben des Heiligen Geistes. Roger stellt stets sicher, dass ihm die Anwesenden folgen. «Sind denn alle Menschen dazu berufen, Kranke zu heilen und zu prophezeihen?» fragt Jasmin aus Winterthur im Anschluss an die Predigt. Roger antwortet: «In der Bibel steht, dass jeder sich nach den Gaben des Geistes ausstrecken soll. Zwar ist es Gottes alleinige Entscheidung, wem er die Gaben gibt. Doch wenn du oft über Heilung nachdenkst, solltest du für Kranke beten.» Roger fügt augenzwinkernd hinzu: «Ich bin einer, der einfach alles will. Prophetie, Heilung, Dämonenaustreibung! Das Beste ist: Gott gibt dem, der ihn bittet.»

Bald wird Roger den kyBoot-Shop in Uster eröffnen, als frisch verheirateter Mann mit grossen Plänen. Gott will ausserdem, dass Jonas Exodust führen und Philipp noch weitere Firmen gründen wird. Uster hat seine Könige und Diener, die Dienstleister Gottes. Francesco Zaccaria, Philipps einstiger Mentor und Vorbild der Gruppe, hat seinen Höhenflug indes unsanft beendet. Der Verein Stauberberger in Uster und die Gemeinschaft in Luchsingen haben ihm nahe gelegt, sein Amt als Apostel abzulegen und sich aus Exodust herauszuhalten. Offenbar hat er von seinen jungen Schützlingen zu viel gefordert. Das Team der Initiative Nehemia kümmert sich jetzt um ihn und hat ihm ein Jahr der «Restoration» verordnet. Ein Telefonanruf bei Nehemia fördert nicht viel zutage. Was hat es auf sich mit dieser Rhetorik von Leitern, Propheten, Aposteln? Die angenehme Stimme am anderen Ende antwortet: «Wir sind bloss Freunde, die einander treffen. Wenn Sie zum nächsten Freundestreffen kommen möchten: Sie sind herzlich eingeladen.»

Rafaela Roth

Ein Dorf dazwischen

Pfeffikons Suche nach einer Zukunft

Es muss etwa fünfundsechzig Jahre her sein, als alt Bundesrat Kaspar Villiger hier mit einem Räbeliechtli am Stöckchen durch die Strassen stolperte. Bestimmt hat der Wind seine Kerze mindestens einmal ausgeblasen. Bestimmt fürchtete sich der Fünfjährige ein bisschen vor dem Samichlaus und seinen Schmutzlis. Wahrscheinlich hat sich der Bub die Ohren zugehalten, als die Geislechlöpfer ihre Seile durch die Luft jagten und markerschütternd knallten.

Anfang Dezember haben sich einmal mehr die jüngsten Dorfbewohner und ihre stolzen Eltern in Pfeffikon vor der stattlichen Kirche versammelt. Zum Samichlauseinzug und Weihnachtsmarkt sind alle gekommen: die Eingeborenen und die Neuzuzüger, die Schweizer und die Ausländer, die Mütter und die Grossväter, die Pfeffiker und ein paar Reinacher. Nur Kaspar Villiger ist nicht mehr da.

Bei einem Spaziergang durch Pfeffikon ist es schwierig, auf Luzerner Boden zu bleiben. Das 749-Seelen-Dorf liegt am hintersten Ende des Wynentals, aufgehängt am Stierenberg, wo Buchen, Tannen und Eschen über den Hügel drängen. Eine Zunge Kanton Luzern leckt hier in den Aargau hinein und an deren Spitze schmiegen sich ein paar Häuser aneinander. Nur eine Waldstrasse verbindet Pfeffi-kon mit dem Kanton Luzern. Auf dieser herrscht Fahrver-bot. Knapp fünfzig Meter unter dem Pfeffikoner Schulhaus beginnt schon das aargauische Reinach und rechter Hand, rund 500 Meter von der Gemeindekanzlei entfernt, grenzt Menziken, Aargau. Die Gemeinden im oberen Wynental

Stum|pen|land,
das: Region,
welche den aar-
gauischen Bezirk
Kulm und das
luzernische Pfeff-
fikon einschliesst

sind nicht nur landschaftlich zusammengewachsen: Die Pfeffiker kaufen in Reinach ein, lassen ihr Abwasser in den Wynentaler Talkessel fliessen und die Dörfer organisieren sich gemeinsam in Sachen Spitex, Feuerwehr und Mütterberatung.

Man teilt sogar ein Stück Geschichte. Hier erstreckte sich vor nicht allzu langer Zeit das Stumpeland. 1888 eröffnete Jean Villiger, Kaspar Villigers Grossvater, eine Cigarrenmanufaktur in seinem Wohnhaus in Pfeffikon. Die Villiger Söhne AG ist eine von nur zwei Fabriken im Wynental, die sich ins 21. Jahrhundert gerettet haben. Der internationale Zigarrenproduzent hat heute noch seinen Sitz in Pfeffikon. Bei aller Gemeinsamkeit trennt Pfeffikon doch vieles von den umliegenden Aargauer Gemeinden. Der traditionell katholische Kanton Luzern trifft hier auf den reformierten Kanton Aargau, die traditionellen CVPler auf die Liberalen, die Kantonsstolzen auf die Individualisten und Lebkuchen auf Rüeblitorte.

Inzwischen sind die Dorfbewohner dem Samichlaus hinterher zum Weihnachtsmarkt spaziert. Nur Werner Kretz steht noch auf dem Kreisel vor der Kirche und regelt den Verkehr. Werner Kretz könnte man als Dorforiginal bezeichnen. Wenn es Hände braucht, packt der 76-Jährige an. Er formiert die Kinder zum Samichlauseinzug, be-kocht die Mitglieder der *Waldkorporation* und man sagt, er platziere sogar die Gottesdienstbesucher um, wenn die vorderen Reihen leer geblieben sind. Heute bewacht er Pfeffikons Strassen. Viel hat er nicht zu tun. Wenige Autos passieren das Dorfzentrum und öffentlichen Verkehr gibt es in Pfeffikon keinen. Kretz nimmt seinen Job trotz-dem ernst. Der eifrige kleine Mann hat eine orangefarbene Verkehrsweste über seine Lederjacke gezogen und einen Kapitänshut aufgesetzt. «Immer wenn die Strasse ge-sperrt werden muss, stelle ich den Antrag beim Kanton. Das mache ich schon jahre-lang», erklärt er durch seine dicken Lippen, zwischen denen eine Villiger Kopfzigarre klemmt. Seit fünfzig Jahren ist der Pfeffiker der einheimischen Marke treu. Kretz ist im Kanton Luzern geboren und lebt seit mehr als vierzig Jahren in Pfeffikon. Er war fünfunddreissig Jahre lang Betreiber und Friedensrichter im Dorf und Chef-Betrei-bungsbeamter in Reinach. Im Herzen ist der Rentner ein Aargauer geworden und ein Liberaler. «Das weiss jeder im Dorf!», ruft er und prustet mit bebenden Unterlippen.

Den Kretz kennt Madeleine Müller gut: «Der hat überall im Dorf seine Finger drin! Aber was er anreisst, bringt er auch zu Ende», sagt die eingeborene Pfeffikerin mit hochgezogenen Augenbrauen. Die 73-Jährige sitzt auf einer Festbank im «Chlaus-Beizli», das extra für den Weihnachtsmarkt geöffnet hat. Früher war hier mal ein Schweinestall. «Aber das ist lange her», sagt Madeleine Müller.

und mit bis zu
68 Betriebe und
3204 Beschäftig-
ten namentlich
zwischen 1870
und 1910 eine
Blüte der Cigar-
renindustrie
erlebte.

Die lebhaftige Frau erinnert sich noch gut, als sie als Mädchen mit drei Freundinnen nach Reinach in die Bezirksschule wechseln wollte und der Pfarrer es der Mutter verbot: «Schick sie bloss nicht in den Aargau, das gibt nur Bubenmädchen!» So ging sie halt ins luzernische Beromünster an die Oberstufe und wurde eine richtige Luzernerin. «Seit dem hat sich vieles verändert», findet Madeleine Müller, «die Dorfgemeinschaft ist nicht mehr dieselbe. Früher machten alle mit im Dorf. Heute hält man nicht mehr so zusammen.» Auch die finanzielle Lage Pfeffikons hat sich seither verändert. Das vergessene Dörfchen macht seit Jahren «hinderschi», ohne einen Franken zu investieren. «Man müsste halt den Villiger zurückholen», sagt Madeleine Müller und lächelt.

Wenn die Pfeffiker sich Kaspar Villiger zurückwünschen, dann nicht nur, weil sie ihn persönlich, sondern auch weil sie seine Steuern vermissen. Als der heutige Präsident des UBS Verwaltungsrats 1989 in den Bundesrat gewählt wurde, verliess er seine Villa mit Ausblick auf ganz Pfeffikon und zog nach Bern. Pfeffikon verlor einen seiner wichtigsten Steuerzahler. Wichtige Steuerzahler, die das Dorf verlassen, machen natürlich nicht den ganzen finanziellen Niedergang Pfeffikons aus. Es kamen mehr Probleme hinzu. Infolge Steuergesetzrevisionen des Kantons sanken die Steuereinnahmen stetig, während die Kosten in den Bereichen Gesundheit, Soziales, öffentlicher Verkehr sowie Umwelt und Raumplanung anschwellen. Zudem besitzt Pfeffikon wenig Industrie und Gewerbe und die Villiger Söhne AG, die heute von Villigers Bruder Heinrich geführt wird, zahlt, dank der Umwandlung in eine Holding, die meisten Steuern im Ausland. Im Mai dieses Jahres befand die Gemeindeversammlung schliesslich über ein historisches Defizit von 621'000 Franken, was bedeutet, dass jeder Pfeffiker und jede Pfeffikerin um rund 3'500 Franken verschuldet ist. In Anbetracht der finanziellen Lage, kämpft Pfeffikon schon seit etwa sechs Jahren um eine Zukunft und versucht zu fusionieren. Im Projekt «Metenand» dachte man 2005 über einen Zusammenschluss mit den Aargauer Gemeinden Menziken, Reinach und Burg nach. Elf Arbeitsgruppen widmeten sich einer Machbarkeitsstudie, bis im April 2007 die Finanzgruppe zum Schluss kam: Finanziell lohnt sich ein vereintes Oberwytental nicht. Die Gemeinden sistierten das Projekt. Der Gemeinderat orientierte sich wieder luzernwärts und trieb die Fusion mit der Luzerner Gemeinde Rickenbach voran, die zwar nur eine zehnminütige Autofahrt von Pfeffikon entfernt, jedoch auf der anderen Seite des Stierenbergs liegt. 2008 wurde auch dieses Projekt sistiert. Nach einer kleinen Rochade im Rickenbacher Gemeinderat, gingen die neuen Gemeinderäte über die Bücher und entdeckten, dass die Gemeinde tatsächlich schlechter dastand, als bisher gebucht. Pfeffikon stand wieder alleine und tief in den roten Zahlen da. 2010 griff schliesslich der Kanton der Gemeinde mit einem Sonderbeitrag von zwei Millionen unter die Arme. Dafür musste sie den Steuerfuss auf maximale 2,4 Einheiten erhöhen und die Fusionsabklärungen vorantreiben. Mit diesen Bedingungen konnte der Gemeinderat leben. Lief doch schon das erneute Fusionsprojekt mit den Luzerner Gemeinden Beromünster, Neudorf und Rickenbach an, das bei Zustandekommen den Steuerfuss schnell wieder heruntergedrückt

Steuer|fuss, der:
von den Gemein-
den und vom
Kanton jährlich
festgelegter Steu-

ersatz, bezogen auf den im kan- tonalen Steuerge- setz festgelegten Grundtarif

hätte. Das Projekt scheiterte kläglich. Obwohl der Kanton achtzehn Millionen versprach, krebste die grösste und finanzstärkste Gemeinde Beromünster im Sommer dieses Jahres aus finanziellen Gründen zurück, bevor die Bürger überhaupt abstimmen konnten.

Die Enttäuschung über die geplatzte Fusion mit Beromünster sitzt Franz-Joseph Furrer noch heute in den Knochen. Der CVPLer gehört schon seit mehr als zwanzig Jahren dem Pfeffiker Gemeinderat an. Seit vielen Legislaturen sieht er die Verlustspirale in seiner Gemeinde drehen und momentan führt er die vierten Fusionsverhandlungen seiner Karriere. «Ich leide schon lange unter Fusionitis», sagt der 60-jährige mit Schalk in den Augen. Als entschiedener Junggeselle ist er «nur mit seinem Dorf verheiratet». Er wohnt alleine in seinem umgebauten Elternhaus am Stierenberg. «Wir waren nicht wütend, als Beromünster absprang, wir waren einfach nur sehr enttäuscht», sagt der jahrelange Sozialvorsteher. Die Enttäuschung habe lange gedauert, aber jetzt müsse eine Lösung her. Bevor er, wie die anderen vier Mitglieder des Gemeinderats, 2012 sein Amt endgültig niederlegen wird, möchte er in einem zweiten Anlauf doch noch mit Rickenbach fusionieren und dem Dorf so eine Zukunft ermöglichen.

Die Pfeffiker können wählen, ob sie nach der Primarschule in die Bezirksschule ins nahegelegene Reinach, in die Sekundarschule nach Rickenbach oder ans Gymnasium nach Beromünster wollen. Wenn Pfeffikon nun mit Rickenbach fusioniert, werden alle Schüler in die Partnergemeinde geschickt, was für die Schüler Abhängigkeit vom Schulbus bedeutet. Gemeindepräsident Christian Merz ist sich bewusst, dass die Schule ein grosses Thema ist. Doch für ihn ist klar: «Pfeffikon braucht einen Partner. Wir haben zwar immer schon Synergien mit anderen Gemeinden gesucht und gefunden, die sind nun aber ausgeschöpft. Jetzt hilft nur eine Fusion. Die Gemeinde hat keine Möglichkeiten, sich aus eigener Kraft weiterzuentwickeln, um ihr Potenzial auszuschöpfen». Für die Fusion mit Rickenbach würde der Kanton 8,5 Millionen beisteuern. «Es geht nicht mehr anders», das weiss auch Madeleine Müller, die immer noch im Chlaus-Beizli sitzt. Rein von der Geografie her fühle man sich Rickenbach aber einfach nicht so nah. Verkehrsregler Werner Kretz hat inzwischen Feierabend und sitzt ihr gegenüber. Er war sei sowieso nie für eine Luzerner Fusion gewesen. Das wisse jeder!

Draussen fallen inzwischen Tropfen. Ausgerechnet heute, nachdem es 42 Tage lang nicht geregnet hatte. Ein paar Meter weiter die Strasse runter befindet sich das Pfeffiker Jugendlokal «Rugeli». Hier raucht man Zigaretten, trinkt RedBull und lässt sich von Bushidos Rap bewummern. «Kannst du das Ghetto seh'n? Kannst du es seh'n? Kannst du im Ghetto seh'n wie alles verkommt?», tönt es aus den Boxen neben der Bar. Hier treffen sich Pfeffiker, Rickenbacher, Menziker und Reinacher. Der 15-jährige Pfeffiker Jerome Renggli geht nach Rickenbach in die Oberstufe. «Ich wollte Luzerner bleiben», erklärt er entschieden. Prompt wirft ihm darauf sein Reinacher Freund vor,

dass er doch nur Angst vor Reinach gehabt habe und deshalb lieber zu den Bauern nach Rickenbach gegangen sei. In Rickenbach gäbe es ja nur etwa fünf Bauern, verteidigt der hinzukommende Rickenbacher darauf sein Dorf, bevor man sich wieder den deutschen Rappern widmet. Die Jungs machen sich wenig Sorgen um Fusionsangelegenheiten. Ihre Devise: «Pfeffikon ist eh langweilig.»

Stine Wetzel

Im Herzen einer Insel

Spuren der Geschichte an einem kuriosen Ort

Sonntag, zehn Uhr fünfzehn. Im Herzen Büsingsens stehen fünfundvierzig Leute in Reihen und singen beschwingt «Blessed be the Name of the Lord.» Ein Kirchenpop-song. Judy, die Frau aus Amerika, kehrt die Handflächen zur Decke. Pastor Duncker, ein grosser Mann mit Zahnpastalächeln, geht zum Rednerpult und schwingt die Arme in den Raum: «We celebrate this Worship Service in the Name of the Father, the Son and the Holy Ghost.» Die Frau aus Amerika nickt. Eine Reihe weiter schicken sich Kinder Flüstereien ans Ohr.

Mit ihrer dunklen Holzaukleidung und den angegilbten Klöppelgardinen wirkt die Kapelle wie die Aula einer Jugendherberge aus dem Schwarzwald. Nur ein Wimpelbaumelt als Zeichen eines Gotteshauses am Holz. Darauf prangen Kreuz und Aufschrift: «Now is the Day of Salvation.» – Für die evangelischen Freikirchler ist Gott omnipräsent. Und jeder Tag ein Tag der Heiligung. Die erst hundert Jahre alte Kirche will, dass sich ihre rund zwei Millionen Mitglieder weltweit bewusst für den christlichen Glauben entschieden haben. Daher tauft sie nicht ihre Kinder sondern die Erwachsenen, die ihren Glauben zu einer persönlichen Haltung gebracht haben. Eine Haltung, die ohne Pomp auskommt. Eine, die erlaubt, die Rüschen der Sonntagskleidung – den Sonntagsglauben überhaupt – im Schrank zu lassen.

Während sich in der Kapelle der Freikirche fünfundvierzig Leute getragen fühlen von diesem Sonntagmorgen, schüttet die Nachbarin einen Eimer voll Essensreste in den Hühnerauslauf. Ihre Gummistiefel quatschen bei jedem Schritt über den Modder. Die Blätter fallen zu Herbstlaub. Autos mit Konstanzer Kennzeichen fahren zum Sonntagsausflug an den Rheinfluss. Und es gehen wankend zwei Mütterchen spazieren,

während der Nebelschleier über dem Fluss ausfranst. Ein graumeliertes Paar stakst mit Walking-Stöcken das Rheinufer entlang, an dem soeben ein mauliger Fischer ohne Fang anlegt. Ein Mann, das Gesicht voller Falten und mit Rauschebart, lauert etwas weiter mit der Kamera auf die landenden Wasservögel. Wie früher mit der Schrotflinte.

Das 900 Jahre alte Büsingen ist ein rechter Wirbel der Zeit. Österreich, Deutschland und die Schweiz haben hier am Hochrhein ihre Kräfte gemessen, was zu einer europaweiten Sonderstellung geführt hat: Das heute 1400-Seelen-Dorf ist eine Insel. Eine deutsche Exklave in der Schweiz, die wirtschaftlich zum Kanton Schaffhausen ausgerichtet ist. Einen Zoll gibt es nicht. Aber ein eigenes Fahrzeugkennzeichen und doppelte Ausstattung: zwei Postleitzahlen, zwei Telefonvorwahlen, zwei Währungen. In Büsingen wohnen Deutsche, die in der Schweiz arbeiten. Und Schweizer, die in Büsingen ihre Renten unters Kopfkissen legen.

Die Insellage bescherte dem Dorf immer wieder Sonderrechte. Aber auch immer wieder Schwierigkeiten. In den letzten Monaten waren es vor allem Währungsturbulenzen, die die Büsinger in die Bredouille brachten und die Presse ins Dorf lockten. Der Spiegel titelte: «Wie der Super-Franken ein deutsches Dorf ruiniert».

Jene, die Lohn oder Rente in Euro bekommen, haben mit dem miesen Wechselkurs zu kämpfen. Denn Miete und Strom werden in Franken abgerechnet. Jene, die in der Schweiz arbeiten, haben hingegen das Problem, dass sie von dem härteren deutschen System besteuert werden. So bekommen die Büsinger gleich zwei Backpfeifen ab: den teuren Schweizer Franken im Alltag und die hohen Steuern Deutschlands.

Einer, der seit zweiundzwanzig Jahren mit den politischen Widerhaken hantiert, ist Gunnar Lang. Im Oktober feierte er seinen sechzigsten Geburtstag zusammen mit den Dorfbewohnern an der Chilbi. Die Sorgenfalten über seinen Brauen hat der ehemalige Steuerberater nicht von ungefähr: erst der Nachwuchsmangel an den Schulen infolge Überalterung, dann ein Brandteufel, der die Büsinger Mehrzweckhalle in Schutt und Asche legte, nun der bedenkliche Wechselkurs. «Gunnar hat für Büsingen immer alles gegeben», sagt Carina Schweizer. Sie sitzt an einem runden Tisch und geht ihre Termine im Kalender durch. Die 74-Jährige ist sehr beschäftigt. Vor allem die Vormittage sind wertvoll geworden. Seit ihrem Unfall reicht ihr die Konzentration nur noch bis Mittag.

«Büsingen war damals ein armes Bauerndorf. Aber wir kamen trotzdem hierher, weil mein Vater sich von der Nähe zur Schweiz Sicherheit vor den Nazis versprach», erzählt sie und streicht immer wieder über die Falte in der Tischdecke. 1937 wurde ihr Vater von der deutschen Schule in Genua zurück nach Deutschland beordert und übernahm die Büsinger Landschule.

Ex|kla|ve, die;
<Analogiebil-
dung zu Enkla-
ve>-die; -n: 1.
von fremdem
Staatsebiet
eingeschlossener

Teil des eigenen Staatsgebiets

Carina Schweizer ist in dem Dorf gross geworden. Sie hat geheiratet, in Büsingen ein Haus gebaut, hier einen Frauenverein gegründet, eine Tochter bekommen. Und den Ehemann auf der Heimfahrt vom Skiurlaub verloren, als ein Trunkenbold zwischen Winterthur und Schaffhausen frontal in ihr Auto krachte.

Mit knöchigem Finger zeigt sie auf die Delle im Haaransatz und auf die Narbe, die wie ein Zuggleis mit Rillenschienen auf ihrem Unterarm liegt. Sie hat noch mehr davon, unter dem Strick ihres Pullovers. «Mir hatte es die ganze linke Seite zerdrückt. Meinen Mann brachten sie unter die Erde, noch ehe ich aus dem Koma erwachte. Und dann stand ich da, ich war dreiundvierzig und mein Leben gelaufen.»

Um vor Kummer nicht zu zergehen, sagt sie «Ja», als man sie 1984 bittet, die erste Gemeinderätin Büsingens zu werden. Und sie sagt auch «Ja», als die Schaffhauser Nachrichten nach einer Dorf-Korrespondentin suchen. Heute ist die Rentnerin Ehrenbürgerin und schreibt noch immer für die Schweizer Tageszeitung Artikel über ihre Dorfgemeinde. Aber sie ist erschöpft.

Carina Schweizer hat die Leute in Büsingen kommen und gehen sehen. Doch in den letzten Jahren sieht sie die Leute nur noch gehen. Die, die kommen, kennt sie nicht mehr. «Die Neuzuzüger leben ihr Leben», sagt sie mit lauter Stimme. «Das hat die Vereine und die Gemeinde Substanz gekostet. Wer übernimmt heute noch freiwillig einen Posten für die Allgemeinheit?», fragt sie mit einem suchenden Blick durch die Stube. Fast erwartet man, dass eine Katze hervorkommt und tröstend um die grauen Hosenbeine der Frau streicht. «Büsingen ist einfach nicht mehr das alte Büsingen.»

Pastor Duncker geht durch den schwarzen Flur. Ein Lichtteppich liegt in der Dunkelheit. Sein Büro. «Man würde mich hier unten wohl nicht finden, wenn man keinen Termin hat.» Der Pastor lacht. Wüsste man nicht, dass er aus dem Rhein-Main-Gebiet kommt, man hielte ihn für einen Texaner. Für einen, der weiss, wie man die Bullen im Zaum hält. Wie einer, der sich im Licht des Sonnenuntergangs den Staub von den Jeans klopft.

Er setzt sich aufs Sofa. «Früher war es hier pflöpfungsvoll», sagt Duncker und zeigt um sich, wo nur kahle Wände sind. Er meint den Campus, draussen: das Administration Building, das Welcome Center, das Gerätehaus, den Velounterstand, und das Apartmenthaus. Er muss es wissen, war er doch selbst in den Siebzigerjahren Student des European Nazarene Colleges. «Bibelschule» nennen es die Büsinger. Zur Freikirche ist Ludwig Duncker als 15-Jähriger gekommen. «Ich habe Jugendliche kennengelernt, die in der Kirche des Nazareners waren. Es hat mich beeindruckt, wie die über Jesus geredet haben. Als wäre er ein Freund», erzählt der Pastor von seiner Bekehrung zwischen Minigolf und Tischtennis.

Nach der Lehre zum Möbelschreiner und dem obligatorischen Wehrdienst war ihm sein Weg klar: Pastor werden. Nach Büsingen gehen – wie so viele in den letzten Jahr-

zehnten. Bis in die Neunzigerjahre hinein waren es jährlich fünfunddreissig bis fünfzig Studenten auf dem Campus. Zuletzt nur noch sechzehn. Letzten Sommer musste die Kirche des Nazareners den Campus schliessen – vorbei die Zeiten, in denen die zukünftigen Pastoren aus Europa und Asien, ach aus aller Welt, ins Dorf kommen.

Heute absolvieren die Pastoren in Spe ein Online-Studium. Der Campus ist digital, das College geschrumpft auf ein einziges Fachwerkhaus, dem Welcome Center. Im Obergeschoss des «Türmlihüslis», wie es die Büsinger nennen, sitzt Klaus Arnold und ist Online-Studien-Rektor über derzeit 367 eingeschriebene Studenten aus siebzehn Ländern. Seine Frau, Martina Arnold, wälzt sich im Administration Building durch Papierkram. Hat sie früher die Studenten bekocht, mit ihnen gesungen und auf den Fluren diskutiert, hantiert sie heute mit Namen und Zahlen. Statt dem herzlichen Händedruck fürs bestandene *Christian Ministry Certificate* verschickt sie Papier.

Der Staub, der sich in den einst so belebten Räumen ansammelt, legt sich hier auch ein bisschen aufs Gemüt. Die Arnolds haben sich in den Achtzigerjahren auf dem Campus getroffen. Gleiche Anliegen verbinden – sagt auch Pastor Duncker, der dem European Nazarene College verdankt, dass er seine Frau kennenlernte. «Büsingingen hat einen besonderen Platz in meinem Herzen», sagt der Pastor.

«Am Anfang waren wir skeptisch», erinnert sich Carina Schweizer an das Jahr 1966, als die Kirche des Nazareners aus den USA nach Europa kam und Büsingingen ihre Ausbildungsstätte einpflanzte.

Eigentlich lautete der Plan, das College in der neutralen Schweiz hochzuziehen. Das war aber komplizierter als gedacht, sodass die Amerikaner entschieden, sich in Süddeutschland nach einem geeigneten Objekt umzuschauen. Auf dem Weg nach Singen fuhren sie durch Schaffhausen, dem Rhein entlang und blickten, ohne über den Zoll gefahren zu sein, auf das deutsche Ortsschild Büsingingen. Neugier und vielleicht auch ein Hungergrummeln im Bauch brachte sie ins zum Verkauf stehende Restaurant und Hotel Zum Löwen. So fügten sich die Dinge. Dieses Büsingingen war der perfekte Boden für die Amerikaner. Man war in der Schweiz, ohne in der Schweiz zu sein, sicher, während der Kalte Krieg über den Erdball ging.

«Wir dachten, das sind fanatische Sektierer. Die Nazarener, die kannte ja niemand und dann kamen die auch noch aus Amerika.» Frau Schweizer nimmt die Hände, die schon so Vieles angepackt haben, vor den Mund. «Ach, du liebe Zeit», entfährt es ihr. Aus heutiger Sicht scheint es ihr aberwitzig. Ist die Kirche des Nazareners, mit allem, was dazugehört – dem College und der Verwaltung – doch eine weitere Besonderheit, die sich Büsingingen in sein Kuriositäten-Walhalla, auf das es so stolz ist, hängt.

Damals aber, als ganz Europa unter einer dicken Schneedecke verschwand und die Maul- und Klauenseuche umging, war die Freikirche mit ihrer ominösen Bibelschule den Büsingern ein Dorn im Auge. In ihrer Mitte, im Wirtshaus **Zum Löwen**, in dem sie einst Hochzeiten gefeiert hatten, sass nun eine Reihe Ausländer mit ihrem Frühstücksbrot. «Wir haben die ja auch nicht verstanden, die sprachen ja nur Englisch», sagt Carina Schweizer.

Ist ihre Erinnerung mal ein blinder Fleck, geht sie zum Schrank. Der ist stapelvoll mit thematisch geordneten Zeitungsartikeln und füllt ihr die Lücken. Frau Schweizer blättert im vergilbten Papier. Da purzelt der Name des ersten Rektors heraus: John B. Nielson. «Es vergingen schon ein paar Jahre, bis wir dahinter kamen, dass die Nazarener-Kirche nicht mit Sonderlehren hantiert und dass das alles normale Leute sind.»

«Rückblickend war das Auftauchen der Freikirchler und die Schulgründung für mich der Beginn der Globalisierung in unserem kleinen Dorf», sagt Bürgermeister Gunnar Lang. Er selbst war fasziniert von dem Neuen, das da ins Dorf kam. Ein Hauch der grossen, weiten Welt umwehte die englische Sprache. Als Jugendlicher besuchte Lang die Gottesdienste der Freikirche. «Ich erinnere mich daran, dass Pastor Finkbeiner, ein Amerikaner, der auch Deutsch sprach, mit Kreide Bilder malte und dabei das Evangelium verkündete.» Dem jungen Gunnar Lang gingen die Augen auf, bei dem, was er sah: Der Pastor malte das Matterhorn und einen Vogel, der kleine Körner vom Giganten pickte. «Der Vogel bräuchte eine Million Jahre, bis er das Matterhorn abgebaut hätte, sagte der Pastor damals. Seit dem habe ich eine Ahnung von der Ewigkeit.» Die unkonventionellen Methoden, die attraktiver schienen, als jene der Landeskirche, brachten Lang aber trotzdem nicht dazu, die Fronten zu wechseln. «Ich bin der evangelischen Kirche verbunden geblieben. Man kann ja nur zu einer Sache gehören.»

Als Bürgermeister hat Lang ein Interesse an den religiösen Einrichtungen Büsingens und freut sich, wenn die evangelische Kirche, die evangelisch-methodistische Gemeinde und die Kirche des Nazareners, etwa beim Weihnachtskonzert, gemeinsame Sache machen. Sein persönliches Engagement aber gilt der evangelischen Kirchgemeinde. Deshalb ist er auch Vizepräsident und Kassier der Vereinigung für die Büsinger Bergkirche.

Pastor Duncker öffnet die Tür und blickt in den Regen, der in Bindfäden über Büsingens niedergeht. Auf der anderen Strassenseite macht der Rhein einen Knick. Das Juniorenteam des Ruderclubs Schaffhausen kämpft sich den Strom hinauf. Der Pastor im Rollkragenpullover denkt an die vergangenen Jahrzehnte: fünf Jahre Stuttgart, acht Jahre Florenz, vierzehn Jahre Berlin, seit sechs Jahren wieder das kleine Büsingens, wo alles Anfang war.

Na|za|re|ner,
<nach der Stadt
Nazareth in
Galiläa> der; -s,
-: 3. Angehöriger
einer adventisti-
schen Sekte des
19. Jh.s in Süd-

westdeutschland u. in der Schweiz. 4. Angehöriger einer Gruppe deutscher roman- tischer Künstler

«Übrig geblieben ist eigentlich nur die 50-köpfige, englischsprachige Gemeinde, der ich als Pastor vorstehe. Es sind vor allem Ausländer, die beruflich für drei Jahre in Schaffhausen sind und sonntags nach Büsingen in den Kapellenweg kommen.» Der Pastor räuspert sich. «Der Kanton lockt nämlich internationale Firmen mit Steuervorteilen an. Sind drei Jahre um, müssen sie weiterziehen.» Bedauern will er das nicht, sagt er, so sei schliesslich das Leben. Und irgendwie gibt es auch keinen Grund fürs Drama, was sind schon Ort und Zeit für den Glauben. Zudem rotiert die Verwaltung bereits mit Ideen für den Campus. «Es gibt Überlegungen, ihn für internationale Camps zu nutzen», sagt Duncker. «Mal sehen. Hauptsache es wird nichts abgerissen.»

Die Zugezogenen klopfen die Pflöcke für den Gartenzaun zurecht. «Das Durcheinanderwürfeln der Menschen hat nicht nur Vorteile. Das hat schon mein Vater gesagt.» Frau Schweizer steht am Fenster und wischt die Gardine zur Seite, um freie Sicht zu haben. «Man lernt zwar Unbekanntes kennen, aber die Tradition geht kaputt. Zieht man heute um, ist da keine Familie, die einem die Geschichten dalässt und zeigt, wie was funktioniert. Heute wohnt man einfach in spanischen Dörfern.»

Morgen früh, da geht Carina Schweizer ins Rathaus. Sie schreibt einen Artikel für die Schaffhauser Nachrichten auf dem Computer, den sie dort nutzen darf. «Die Zeitung will alles nur noch digital», sagt sie mit einem Seufzer, «jetzt sind auch für mich die Schreibmaschinen-Zeiten vorbei». Den Bürgermeister kennt Carina Schweizer gut. «Gunnar ging bei meinem Vater zur Schule. Und seine Mutter war mein Kindermädchen. Gerade hat er bekannt gegeben, dass er sein Amt vorzeitig im Juni abgibt. Wir waren alle schockiert. 2011 war eben ein miserables Jahr.»

Stünde Gunnar Lang neben Carina Schweizer am Fenster, er würde wohl auf den Weg hinaus lächeln, der auf die Junkerstrasse führt. Jene Strasse, an der sich links und rechts so viel Wichtiges für Büsingen aufreht: die Tankstelle, das Rathaus, die Post, die Sparkasse, die Telefonzellen, der Campus mit dem alten Zum Löwen, der Dorfladen, das Strandbad, ein paar Firmensitze, Wohnhäuser... Keinesfalls aber würde er sich seine mögliche Erschöpfung anmerken lassen.

Daniela Weinmann
Die Band schlechthin
Mit dem Postauto nach
Woodstock

Was kann Gutes aus Nazareth kommen? fragten sich die Pharisäer Jerusalems in der biblischen Geschichte. Sie, die sich selbst im Mittelpunkt der Erdkreises wähten, winkten ab: ein Prophet aus irgendeinem Weiler? Doch wohl kaum.

Schwarz türmt sich die Albiskette in der Nacht auf. Als der Autobus die Neonlichter Zürichs hinter sich lässt, bin ich mir fast sicher, dass es ein Fehler ist, auf dieses Konzert zu fahren. Regen peitscht gegen die Scheiben, die Strasse windet sich durch schemenhafte Bäume. Verkehrsschilder tauchen weiss im Dunkeln auf und erlöschen, sobald die Scheinwerfer sie nicht mehr streifen. Mir ist kalt. Nasse Wiesen und Satteldächer kommen mir in den Sinn, wenn ich an das ländliche Zürich denke, oder Sonntagsspaziergänge im Regenschutz. Pubertät auf dem Dorf: auf dem Schulhausplatz herumlungern, mit dem Velo zum McDonalds in Affoltern fahren, Passbilder im Automaten am Bahnhof machen, die Bardame im «Pöstli» zu überreden versuchen, einem doch ein Bier auszuschenken, obwohl man erst fünfzehn ist und die Tochter der Nachbarin.

Es ist Samstagabend, und ich fahre nach Hausen am Albis. Ich suche nach einem Hinweis auf dem Flyer, wie ich zum Konzertort finde. Ich zähle die Bands und verziehe die Mundwinkel. Welch illustre Bandnamen. «Trubadueli», «Star Funkel», «Prepaid Dürüm»? Für heute Abend sind siebzehn Bands angekündigt – neunundvierzig sind es in den vier Tagen, die das Festival dauern wird. Ich finde keine Adresse, nur den Hinweis, dass das Festival beim Schulhaus

Zeit|reise, die:
Bewegung in der
Zeit, die vom
linearen Zeitab-
lauf abweicht.
Ob Reisen in die
Vergangenheit

stattfinde. Viele Schulhäuser kann es in Hausen ja nicht geben – das Dorf zählt etwa 3'000 Einwohner.

Als mein Liebster mir den Flyer in die Hand gedrückt hat, habe ich mit spitzer Stimme erwidert: Das bescheuerte Pin Up, das auf kotzgelbem Grund prange, überzeuge mich gar nicht. Ein Rockfestival in einem Bandraum? Überhaupt, warum er eigentlich in einer Hausener Rockband spiele, er, der auf der Jazzschule in Zürich Bass studiert habe?

Das war nicht schön von mir, ich habe mich entschuldigt. Und trotzdem kämpfe ich noch immer gegen meinen Snobismus, als ich im Bus sitze. Als ich in Hausen in den Regen hinaustrete, befürchte ich, der Snob würde über den Fan in mir gewinnen. Ich frage eine ältere Dame, wo denn das Schulhaus sei. Ich frage natürlich nicht, ob sie mir den Weg zum «Has Club» zeigen könne, so nennt sich das Festival. Wahrscheinlich kennen den nicht einmal die Hausener selbst. Den Club der Hasen? Was für ein merkwürdiger Name. Das Schulhaus liegt neben der Kirche, im Licht der Strassenlampe sehe ich den Maschendrahtzaun des Sportplatzes. Vor mir liegen künstlich aufgeschüttete Hügel, der Schlamm schmatzt unter meinen Schritten. Der Pfad führt mitten in den Hügel hinein, wie in ein altes Fürstengrab.

Gestalten lungern im Eingang herum. Einigen fällt die Frisur bis auf die Schultern, eine trägt sogar ein Batik-T-Shirt. Die selbst gedrehten Zigaretten glühen im Halbdunkel. Ein kahler Betongang führt ins Innere des Hügels. Der Boden klebt. Der Has Club entpuppt sich als ein geräumiger Luftschutzbunker. Ich gehe an grell ausgeleuchteten Duschen und Toiletten vorbei und stosse auf eine Wolke wartender Menschen, die sich gerade vor der improvisierten Bar zusammengebraut hat. Zwischen den Köpfen hindurch erspähe ich den eigentlichen Bandraum. Die Tür ist verstopft mit herausströmenden Besuchern. Also bleibe ich vorerst im Gang stehen, drücke mich an die Wand und beobachte. Als erstes fällt mein Blick auf ein Plakat, das verlauten lässt, dass wir nicht in Woodstock seien, sondern in Hausen. Im Innern wird nicht geraucht, die Raucher müssen sich draussen still verhalten, es wird nur in die Toiletten gepinkelt, Flaschen werden nicht mit nach draussen genommen. Ich muss lachen. Ich mustere die Gesichter im Gang, viele scheinen sich zu kennen. Nur wenige verströmen jene typische Attitüde, die ich aus den Clubs der Stadt kenne und deren Souveränität sagt: «Ich bin eigentlich aus Zürich und ich finde das alles sehr underground.» Dazwischen dafür Jungs, vielleicht siebzehn, mit einem dicken Kapuzenpulli oder einem Metal-Shirt und Väter, vielleicht fünfzig, mit Brille und Bauch. Es ist dennoch eine eingeschworene Gemeinschaft, Attitüden hin, Generationen her. Die Vermutung liegt nahe, dass es sich auch bei den Zürchern um Exilhausener handeln muss.

Der Strom der Leute, der aus dem Bandraum dringt, verebbt allmählich, ich bahne mir einen Weg in den Bandraum. Auf einer improvisierten Sofa- und Stuhlgruppe sitzen viele Leute. Es herrscht eine gute Stimmung, wenige wirken müde, obwohl laut Programm heute schon zwölf Bands gespielt haben. Einige stehen vor der Bühne, die eigentlich keine Bühne ist, sondern eher eine Zone, in der sich hinter den Mikropho-

überhaupt prinzipiell physikalisch, logisch oder metaphysisch möglich wären, wird vielfach bezweifelt.

nen und den zwei Drumsets eine Wand von Verstärkern zur Decke stapelt. Neben dem Mischpult haben fleissige Hände einen Sperrholzsturm aufgebaut, dessen Funktion mir einige Rätsel aufgibt, bis ich in ihm eine Art handgestrickte Discobeleuchtung erkennen kann. Vom Turm bis zu einer Girlande aus Spiegeln spannen sich Drähte, deren anderes Ende mit Pedalen verbunden ist. Im Turm sitzende Besucher können in die Pedalen treten und bringen damit die Spiegel zum zittern. Mit den Händen bedienen sie eine andere Drahtkonstruktion, die zwei Kartonboxen öffnet oder schliesst, aus denen farbige Scheinwerfer in den Raum zünden und von den Spiegeln wieder zurückgeworfen werden. Eine charmante Lösung, um dem Bandraum ein bisschen Clubatmosphäre zu verleihen. Ein Beamer wirft leuchtende Gestalten aus einem Westernfilm an die Wand. Ein mit Rosen gekrönter Schädel grinst von einem Tuch auf die Leute herunter. Darüber prangt der Schriftzug «Grateful Dead». Wir sind in Amerika, an der Westküste – vor fünfundvierzig Jahren. Eine Flagge proklamiert einen anderen Bandnamen, der sich rückwärts gleich wie vorwärts liest: «AoxotoxoA». Der Has Club huldigt, es ist offensichtlich, der Bewusstseinsenerweiterung verschiedener Art.

Plötzlich zerschneidet eine pentatonische Tonfolge die Gespräche im Raum. Ein Bärtiger mit strähnigen Haaren und wild gemustertem Hemd stimmt einen Blues an. Die anderen Musiker, nicht minder strähnig und gemustert, steigen in das Jaulen der Gitarre ein. Der Bärtige hebt zu singen an. Eine Trompete setzt ein. Die Leute strömen nach vorn. Jeder kippt in seinen Rhythmus. Die Spiegelgirlande zittert. Die projizierten Cowboys reiten über die Rücken der Schauenden. Immer mehr Leute **drängen** in den kleinen Raum. Repetition und Variation; elektrisches Kreischen der Saiten, federnde Schläge auf Blech, das Wogen der Haare. Gute Musik! Die Band spielt so organisch, dass ich darauf wetten würde, dass die Musiker sich schon seit der Pubertät kennen. Ich erkenne unter den Zuschauern ein Mitglied von «Stroz-zini», einer schweizweit nicht unbekanntem Band – und den ernstesten Mann neben mir in Schwarz mit seinen runden Brillengläsern kenne ich von vielen Jazzkonzerten und Festivals. Ich bin verwirrt. Wie kommt es, dass sich in Hausen die Musikerszene trifft? Was anfangen mit dieser kleinen Pfütze Woodstock?

Im Verlauf des Abends schält er sich heraus, des Pudels Kern. Denn als nächstes tritt der Gastgeber des Festivals mit seiner Band auf – zur besten Zeit natürlich. Er ist der Hausener Musiker aller Hausener Musiker: Martin Gaisser. Die Leute jubeln, strömen in den Raum. Gaisers krachende Rockriffs ziehen gerade nach vorn wie ein amerikanischer Highway. Die Leute grinsen wissend, sie kennen die Songs, sie kennen den Sänger. Er trägt die schulterlangen Wellen in der Mitte gescheitelt, sein Hemd ist etwas kurz, er wirkt mindestens so robust wie die Musik, die ihn umkracht. Psychedelisch ist diese Musik nicht. Martins Blick ist seltsam starr geradeaus gerichtet. Seine Gesten sind theatralisch und aufwändig, es ist ein Set von abguckten Posen, das er durchexerziert. Vielleicht blickt er auf einen imaginären Mittelstreifen, der von seinem Rock'n'Roll-Gefährt verschluckt wird. Strophe, Refrain, Strophe, Bridge, Refrain, Refrain, die Leute singen mit, die Band hat sichtlich Spass, lacht sich zu, wirft sich in

die Akkorde. Der Abend ist auf seinem Höhepunkt, doch Martin scheint das Wogen seiner Fans und seiner Bands nichts anzuhaben. Er steht in der Mitte des Raumes wie im Traum.

Als der letzte Ton verklungen ist, geschieht ein Spuk, auf den ich nicht vorbereitet bin. Es ist Mitternacht. Jemand bringt ein Tablett voller Proseccobecher in den Bandraum. Jemand anders drückt mir einen Zettel, einen Stift und eine Rose in die Hand und bittet mich, für Martin ein paar Zeilen zu schreiben, einen Glückwunsch zu seinem dreissigsten Geburtstag. Ich schaue mich um und bemerke, dass alle gleichermassen ausgerüstet und instruiert werden. Bald bildet sich eine lange Schlange von Menschen, die Martin eine Rose und einen Zettel in die Hand drücken und ihm gratulieren. Ich tue es ihnen gleich, bin aber so perplex, dass ich sogleich vergesse, was ich eigentlich auf den Zettel geschrieben habe. Martin nickt allen zu, mit demselben zufriedenen, aber rätselhaften Ausdruck im Gesicht. Ich kann die Rosen nicht zählen, die er schon in den Händen hält. Es ist schon aussergewöhnlich, dass ein Hausener Primarlehrer wie Martin Gaisser es fertig bringt, neunundvierzig Bands aufzubieten für seinen dreissigsten Geburtstag. Ich entschliesse mich, der Sache auf den Grund zu gehen.

Noch immer stehen drei Bands auf dem Programm, ich kann jedoch nicht mehr. Mein Freund und ich helfen jemandem, ein Schlagzeug in sein Auto zu transportieren. Der Regen hat mittlerweile aufgehört, aus dem nassen Gras steigt Dampf auf. Ein Schatten pinkelt trotz Verbot in die Wiese. Wir pferchen uns in das Auto eines Zürchers. Während wir über die Albiskette zurück in die Zivilisation fahren, übernachten die meisten anderen Besucher, wenn sie denn nicht sowieso in Hausen wohnen, auf den Militärmatratzen im Schlafsaal der Zivilschutzanlage.

«Wir mussten die ganze Anlage mit dem Hochdruckreiniger putzen», sagt Martin, als er das Tor zum Bandraum aufschliesst. Ich habe seine Telefonnummer vor einigen Tagen ausfindig gemacht und ihm auf den Telefonbeantworter gesprochen – er besitzt kein Mobiltelefon. Er hat mich am gleichen Abend zurückgerufen und sich gerne bereit erklärt, meine Fragen zu beantworten.

Der Regen hat sich mittlerweile in Schnee verwandelt, vor dem Schulhaus steht eine lichterbekettete Tanne. Der künstliche Hügel nimmt den Schnee noch nicht an. Es ist dunkel im Korridor, der Boden klebt nicht mehr. Dort, wo die Bar stand, steht jetzt eine Schiessanlage für Luftpistolen. «Das nervt manchmal, wenn die schiessen, während wir proben wollen», meint Martin achselzuckend. Ich frage ihn, wie viel Miete er für die geräumige Anlage bezahle. Er grinst: gar nichts! Er erzählt, dass sein Vater vor einigen Jahren im Gemeinderat war... Zwar für eine Partei, die ihm gar nicht zusage: für die SVP. Aber so, na ja, so sei er zu seinem Bunker gekommen.

Wenn ich mir die gemusterten Langhaarigen wieder in Erinnerung rufe, so kann ich mir das nicht recht vorstellen. Präsentiert sich das Dorf doch auf seiner Webseite mit seinem Musikverein Trachtenkapelle oder mit dem Jahreskonzert der Hausener

Harmonie im Gemeindesaal. Kein Wort über einen Has Club – dafür schmettert mir die Seite mit grossen Lettern ein Grüezi entgegen. Die Kirche prangt dort recht prominent neben dem Foto einer guldnen Herbstlandschaft – und unter der Rubrik «Kultur, Freizeit und Sport» findet man zwar einen Verschönerungsverein, aber keinen Martin Gaisser. Der Schein trägt offenbar. Denn Martin erzählt, dass er mit ein, zwei anderen Bands der Region jeweils den «Urschrei», eine Konzernacht, im Gemeindesaal organisiere, und dass die Kulturkommission der Stadt den Anlass sogar mitfinanziere.

Wieder hake ich nach: Also kein Ärger mit dem Has Club? Friedliche Koexistenz der Hippies und der Bürgerlichen? «Doch, doch, es gab Ärger. 2008 haben wir die zweite Has Club Night gefeiert. Es war wie gewohnt ein voller Erfolg, die Leute kamen – und dann hatten wir plötzlich die Polizei im Haus. Wir wurden nicht nur wegen dem Lärm gerügt, man sagte uns nach, dass einer von uns halb nackt im Dorf herumgerannt sei – was ich bis heute nicht glauben kann...», meint Martin kopfschüttelnd. «Ach, und dann gab es noch die Klagen, dass wir am Sonntag das Glas entsorgt hätten – am Sonntag darf man das Glas nicht entsorgen... wegen dem Lärm.» Er erzählt die Geschichte ohne ein Grinsen, fast als leuchte ihm der Unmut der Anwohner ein. «Wir bekamen einen bösen Brief von der Gemeinde. Sie sagte, wir dürfen im Bandraum bleiben, aber keine Parties und keine Konzerte mehr veranstalten. Zuerst wollten wir reagieren...», Martin macht eine Pause, als versuchte er, sich zu erinnern, «aber dann haben wir nichts gemacht. Und so gab es zwei Jahre lang keinen Has Club.» Er spricht langsam, manchmal fast schwerfällig.

Aber dieses Mal, im Herbst 2010? «Ich habe im Sommer plötzlich realisiert, dass ich im Herbst dreissig werde... und ich unternahm den Versuch, das Festival doch noch einmal zu organisieren. Also habe ich mich an den Gemeinderat der Sozialdemokraten gewendet, der auch der Kulturkommission vorsteht und habe ihm die Geschichte erzählt. Ich konnte ihn für meine Sache gewinnen und er hat mir versprochen, dass er sich für mich einsetzt.» Der Gemeinderat hat daraufhin dem Liegenschaftsverwalter, der für die Zivilschutzanlage verantwortlich ist, eine Zusage abgerungen; allerdings keine bedingungslose: Martin wurde vorgeladen und musste sich verpflichten, sich an eine Reihe von Auflagen zu halten – striktes Rauchverbot im Innern, Kennzeichnung der Fluchtwege und dergleichen. Ausserdem mussten Martin und seine Freunde um die Verschiebung der Polizeistunde ersuchen und ein Patent lösen, damit sie Alkohol ausschenken durften.

«Die Gemeindeschreiberin hat gestutzt, als ich ihr gesagt habe, dass wir rund um die Uhr Barbetrieb haben werden. Sie wollte natürlich sofort wissen, wie die Leute denn dorthin gelangen würden, ob sie etwa dort übernachten wollten? Zum Glück konnte ich sie an den Sozialdemokraten weiterleiten, der ihre Bedenken zu zerstreuen wusste. Wir haben sogar Geld von der Kulturkommission gekriegt!» Er lächelt zufrieden. Keine Zwischenfälle diesmal? «Nein, wir haben sogar ein Kompliment

Po|li|zei|stun|de,
die: Uhrzeit, zu
der Gaststätten
ihren Betrieb
einstellen müs-
sen. In der Stadt

und im Kanton Zürich wurde mit der Liberalisie- rung des Gastge- werbegesetzes im Jahr 1997 die Polizeistunde aufgehoben.

ment vom Gemeindearbeiter erhalten. Er sagte, er fände es ganz gut, wenn das Festival jährlich stattfände. Dann würde wenigstens der ganze Komplex mal so richtig geputzt!»

Rauchverbot hin, und Putzaktion her. Knapp hundert angereiste Spätzwanziger auf der Suche nach Rock'n'Roll: Das kann doch nur Sex und Drugs bedeuten. Und Ersteres heiligen nach Ansicht der Bürgerlichen nur feste Beziehungen, Letzteres hat das *Pöstli* in Form von Bier auszuschenken. Weshalb geniesst Martin eine so grosse Akzeptanz bei den Hausenern?

Vielleicht weiss David Hasselhof eine Antwort auf meine Frage. Denn Hasselhof war es, der den kleinen Martin damals im Hallenstadion dermassen beeindruckt hatte, dass dieser fortan von der Idee beseelt war, auch ein Rockstar zu werden. In den schrillen Trainerhosen der Achtzigerjahre gründete Martin mit seinen Kumpels die Band «The Skaters». Er war gerade mal acht, neun Jahre alt und spielte kein Instrument, dafür textete er David Hasselhofs Lieder um, in ein babylonisches Chaos aus Deutsch und Englisch. «I'll be looking for freedom» wurde zum Hausener Hit «I'll be looking for a Rollbrett» – die Gitarre baumelte ihm lediglich als ein Bühnenrequisit um den Hals, auf der er zwar energisch herumschrammte, die aber an keinen Verstärker angeschlossen war. Mit Keyboard und Schlagzeug spielten sie sich ins Herz der Hausener Band «Sphinx», deren Mitglieder damals etwas über zwanzig Jahre alt und als Hardrockband in der Region bekannt waren.

Auch seine eigene Familie vermochte der begeisterte Knirps in sein Projekt einzuspannen: In der vierten Klasse war Schluss mit Kauderwelsch. Martin schrieb seine Songtexte auf Deutsch und liess sie von seiner Patin auf Englisch übersetzen. Er nahm sogar Gitarrenunterricht und gründete eine neue Band, und später nochmals eine neue, und dann nochmals eine neue, der Gitarrist blieb aber immer derselbe.

Mit vierzehn spielten er und seine Band mit ihren Vorbildern, den Sphinx, an der ersten Hausener Rock Night. Nach der Sekundarschule ging er nach Genf ins zehnte Schuljahr, später ging er nach Zug auf ein musisch ausgerichtetes Primarlehrerseminar. Dennoch blieb er dem Dorf treu. Treue scheint überhaupt der wichtigste Schlüssel zur Lösung des Rätsels um den Has Club zu sein. Anstatt dass Martin nach Zug oder Zürich auswanderte, lockte er die Musiker nach Hausen.

Als Martin zwanzig Jahre alt ist, nehmen die Band und er ihre Lieder zum ersten Mal auf – im eigenen Bandraum. Doch Martin ist nicht zufrieden mit dem Gesang. Der Sekundarlehrer vom Dorf, der die Schülerbands betreut, ist von den Liedern begeistert. Er nimmt den Gesang Martins in seinem Studio noch einmal auf und mischt die Lieder neu ab. Vielleicht, weil er sich an alte Zeiten erinnert? Die Aufnahme klingt, als würde man in einem VW-Bus direkt in die Sechziger zurückchauffiert.

«Ich weiss nicht, weshalb ich mich von dieser Musik so angezogen fühle», sagt Martin, als ich ihn darauf anspreche. «Von einem Freund aus Genf habe ich eine Flower-Power-CD nach Hausen mitgebracht, mit Hits aus den Sechzigern. Später habe ich dann herausgefunden, dass das nicht die wirklichen Grössen der damaligen Zeit waren, sondern nur der Kitsch, aber die Musik hat mich trotzdem gepackt. Als ich den Film Woodstock gesehen habe, schien mir alles ganz vertraut. Das war, als würde man ein Foto ansehen und denken: Da war ich doch schon einmal... aber du kannst dich nicht daran erinnern.»

Erstaunlich, wie Martin Hausen bezirzte. Der kleine Knirps mit den grossen Ambitionen und seiner frühreifen Band hat sie alle im Griff: Alle Hausener sind stolz auf ihren hartnäckigen Rockstar. Martin aber hortet diese Geschenke des Dorfes nicht – er gibt sie weiter. Mittlerweile ist er längst nicht mehr der kleine Junge, dafür ist er manchmal ein bisschen das, was Hasselhof damals für ihn gewesen war: ein Vorbild.

Martin ist heute Primarlehrer. Unlängst entdeckten seine Schüler auf dem Internet den Videoclip seiner Band und haben verlangt, dass er für sie ein Konzert spiele. «Und das werde ich auch», meint er stolz. Einige ehemalige Schüler kämen jedes Jahr zu seinen Konzerten, ein kleiner Junge namens Geronimo habe eine Zeitlang alle seine CD's und jedes seiner T-Shirts mit seinem Taschengeld gekauft. «Jetzt kommt er nicht mehr, er ist jetzt in der Pubertät», grinst Martin.

Auch als Sänger kümmert er sich um die Nachwuchsförderung: Der jüngste Musiker, der mit seiner Band diesen Herbst in seinem Has Club gespielt hat, ist gerade mal fünfzehn Jahre alt. Seine beiden jüngeren Cousins hat Martin dazu angestiftet, auch eine Band zu gründen. Ihre Band «Vibes Garden» ist im Säuliamt, wie der Bezirk, in dem Hausen liegt, vom Volksmund genannt wird, bereits vielen ein Begriff. Die Hard-rockband Sphinx gibt es mittlerweile nicht mehr. Martin denkt aber nicht ans Aufhören. Obwohl seine Band sich immer wieder aufgelöst und neu formiert hat. Heute ist er der einzige Hausener in der Band.

Wie es dazu kam, weiss er nicht mehr. Vielleicht liegt es daran, dass Musiker, die sich für eine Nischensparte interessieren, viel Zug fahren müssen – von Zürich, Zug und Winterthur kamen sie in Hausen zusammen und mieteten sich bei Martin ein. Jetzt begann die winzige Szene langsam zu köcheln. Die Band AoxotoxoA trieb sich in Martins Zivilschutzanlage herum. AoxotoxoA ist die einzige Grateful-Dead-Co-verbund der Schweiz – und sie ist ganz schön umtriebige. Sie scharte allmählich eine Szene von Jam-Bands um Martin herum. Sie war es auch, die immer wieder davon träumte, im grossen Luftschutzraum von Martin das Has Club Festival zu organisieren.

«Was hat es eigentlich mit diesen Hasen auf sich? Oder stammt die Silbe Has von Hasselhof?» frage ich endlich. Martin lacht. Ob er es mir verraten soll? Es ist eigentlich ein Geheimnis, gesteht er. «Has ist der Name der grössten Band, die es je gegeben hat.» Einer Band, die so grossartig ist, dass es sie niemals gegeben haben konnte. Er

zögert, dann verrät er es mir doch. Nach einem Konzert mit seiner Band hätten er und sein damaliger Gitarrist noch ein Bier bei ihm zu Hause getrunken. Zu ihrer Erheiterung fanden sie im Gespräch heraus, dass sich beide in ihrer Kindheit eine Band ausgemalt haben, an deren Geschichte sie immer weitergesponnen hätten. Sie hätten Alben erfunden, sich die Routen ihrer Tourneen ausgedacht, sich die Erfolge, die Misserfolge, die Drogen und die Fangemeinde ausgemalt. Martin und sein Gitarrist fanden ihre Entdeckung so belustigend, dass sie im Scherz beschlossen, das Spiel gemeinsam weiter zu treiben. Aus dem Namen der Luzerner Band «Mary Has A Little Lamb» erkoren sie ein Wort zum Namen der imaginären Band. «Mary» oder «Lamb» waren ihnen zu langweilig. Sie entschlossen sich für «Has», aus Blödsinn, wie Martin sagt. Von nun an schwärmten sie während jeder Bandprobe von der sagenhaften Band «Has» – bis sogar ihre Freunde gar an deren Existenz zu glauben begannen.

Es war nicht Last Avenue oder AoxotoxoA, nicht einmal Grateful Dead, sondern diese imaginäre Band, die Patin für das kleine Festival in Hausen stand. David Hasselhofs Stern ist längst im Sinken begriffen, doch die Idee des Stars schwebt noch immer über dem künstlichen Hügel beim Schulhaus, fast wie der Stern über Bethlehem: Has, die Band schlechthin.

AoxotoxoA schürte die Legende immer weiter, bis zu dem Tag, an dem sie Martin einen Flyer für das erste «Has Club Festival» unter die Nase hielten und sagten, sie wüssten schon von fünfzig Leuten, die kommen würden – eine grosse Zahl von Bands habe schon zugesagt. Derart vor vollendete Tatsachen gestellt, konnte Martin das Festival lediglich noch legalisieren – und die Gemeinde wegen der Hippies vorwarnen. Alle kamen. Ausser Has natürlich, denn es gab sie nicht.

Ich betrachte die Clubbeleuchtung aus Karton, die jetzt bewegungslos im Halbdunkel des Bandraums daliegt. Die Zutaten Hasselhof, Familie, Altrocker, Primarlehrer, Treue zu einem Dorf, ein Haufen aktivistischer Hippies, ein SP-Gemeinderat, ein Luftschutzbunker und eine imaginäre Band ergeben wohl nur in Hausen ein pflanzenfertiges Festival. Martin zuckt mit dem Achseln. Er denkt auch nicht, dass der Has Club eine Chance hätte, wenn er in Zürich stehen würde. «Alle Hausener meiner Generation wohnen in Zürich. Aber dennoch kehren sie zurück nach Hausen für's Festival. Man sieht seine alten Freunde wieder, man spielt Musik zusammen. Hier draussen gibt es nichts. Nur uns.»

Als ich wieder mit dem Postauto durch die Nacht nach Zürich zurückfahre, bin ich mir noch immer nicht sicher, weshalb aus manchen Orten Freiräume werden. Ich verstehe auch nicht genau, weshalb sich Menschen mit Woodstock identifizieren, die in eine andere Zeit und auf einen anderen Fleck Erde hineingeboren worden sind. Ich schaue mich im Postauto um und denke: Wiedergeburt? Ausgeschlossen. Vor mir sitzt ein Pärchen, das streng nach Alkohol riecht. Schräg gegenüber sitzt ein Junge mit grossem Ohrring neben einem alten Mütterchen. Draussen ziehen Weihnachtsbeleuchtungen vorbei. Der Bus versucht, mich in den Schlaf zu wiegen. Dann bemerke ich es erst: Aus den Lautsprechern scherbelt eine Liveaufnahme der Beatles. Als ich aufstehe und aussteigen will, zögere ich einen Augenblick. Fast hätte ich die Buschauffeurin gefragt, weshalb diese Musik? – Ich steige aus.

Sarah Weber

Stadt nah, ländlich, idyllisch

Das Bauerndorf wird zur Schlafgemeinde

Knapp zehn Minuten ausserhalb von Solothurn hält das Postauto. Riedholz, ein Dorf am Jurasüdfuss. Zur Mittagszeit steigt niemand aus. Auf der Kantonsstrasse am Dorfrand braust ein Auto nach dem anderen vorbei, Fussgänger sind keine unterwegs. Entlang der Strasse gibt es etwas Kleingewerbe: eine Autowaschstrasse, eine Bäckerei, eine Käserei, ein Coiffeurgeschäft, einen Bildhauer, mehrere Autogaragen, einen stillgelegten Fantasy-Park, zwei Restaurants, eine Raiffeisenbank, eine Poststelle.

Doch hügel aufwärts wird gebaut, besiedelt, erschlossen. Flachdächer, Landhäuser, Giebeldächer, Glasfassaden, vor allem Einfamilienhäuser schießen aus dem Boden. Am Dorfrand glitzert die neue Solarsiedlung, von Weitem erinnert sie an ein grosses Gewächshaus. «In den letzten dreissig Jahren hat sich die Grösse des Dorfes verdoppelt», sagt Gemeindepräsident Peter Kohler. Auf dem zehnjährigen Ortsplan sind deshalb viele Quartiere noch gar nicht eingezeichnet. Aktuell zählt Riedholz 2157 Einwohner, siebzig Prozent sind Neuzuzüger, meist Mittelstandsfamilien.

Riedholz bietet typische Dorfidylle. Vögel zwitschern, es riecht nach frisch gemähtem Rasen. Ein Bauer knattert auf seinem Traktor vorbei. Er holt Strohballen auf dem Feld zwischen zwei Einfamilienhausquartieren. «Wir haben uns jetzt die Grenze von 3'500 Einwohnern gesetzt, mehr dürfen es nicht werden», sagt Kohler. Das Dorf will seinen ländlichen Charakter behalten, es ist von Wald umgeben, an Hügellagen sieht man sogar die Alpen.

Pe|ri|phe|rie, die;
-, Peripherien: b)
am Rand einer
Stadt liegendes
Gebiet

Denn das Wachstum bringt auch Probleme: «Wir sind etwas schnell gewachsen und jetzt müssen wir sehr viel investieren», so Kohler. Die neuen Quartiere müssen erschlossen werden, brauchen neue Wasserleitungen und sichere Strassen. Auch das Schulhaus platzt aus allen Nähten. Und der Druck nimmt weiter zu: Die Nachbargemeinde Feldbrunnen hat ihr Bauland bereits komplett überbaut. «Wir haben deshalb seit Jahren mehr als genügend Interessenten für Bauland», sagt Kohler.

Um den Gemeindehaushalt im Gleichgewicht zu behalten, will man deshalb künftig lieber verdichtet bauen – und wenn grosszügig, dann für die ganz Reichen. «Für das Gemeindebudget wäre es am besten, es würden ein paar sehr Reiche hier bauen, damit wir die Erhaltung und den Ausbau der Infrastruktur zahlen können», sagt Kohler.

In den Quartieren selber sind kaum Leute anzutreffen, wenige fahren im Auto vorbei. Die Gärten vor den Wohnhäusern sind aber liebevoll gepflegt, überall sind Blumenbeete, die Hauseinfahrten mit Skulpturen und Geranien geschmückt. «Mir gefällt es sehr, es ist ein kleines Paradies», sagt ein Einwohner. Viel los ist in der Gemeinde aber am Morgen und am Abend, wenn die Pendler unterwegs sind. In den Stosszeiten ist das «Bipperlisi», die Aare-Seeland-Bahn, voll. Von den rund 800 Erwerbstätigen in Riedholz pendeln gut 600 weg. Der Weg nach Solothurn, Biel, Grenchen, Oensingen, Bern oder Zürich ist durch die gute Anbindung an den öffentlichen Verkehr und die nahe Autobahneinfahrt nicht mehr weit.

Arbeitsplätze im Dorf gibt es nur wenige. Noch drei Bauernbetriebe – einer davon ist die landwirtschaftliche Schule Wallierhof. Ein vierter Bauer hat vor Kurzem das Handtuch geworfen. Der ehemals grösste Arbeitgeber, die Cellulosefabrik Attisholz, wurde geschlossen. Doch zum verbliebenen Gewerbe im Dorf tragen die Rietholzer Sorge. In der Käserei, die mittlerweile ein Angebot wie ein kleiner Supermarkt führt und ein Café gebaut hat, kennt man sich. Das Geschäft läuft. Tochter, Sohn und der Vater mit italienischen Wurzeln machen Sandwiches, kassieren, schneiden Käse und Mortadella. Die Kunden fahren mit dem Auto zu. «Wir kaufen häufig hier ein und für die älteren Leute ist es praktisch», sagt ein Einheimischer. Auch die Bäckerei bietet deshalb längst mehr als Brot und Nussgipfel.

Aber sonst ist die Identifikation mit der Gemeinde eher klein. An die Gemeindeversammlungen kommen knapp hundert Personen, die politischen Ämter sind nur schwierig zu besetzen. Die kleine Nachbargemeinde Niederwil fusionierte aus diesem Grund mit Riedholz. «In den nächsten Jahren werden verschiedene kleine Gemeinden zu einer grossen zusammenwachsen», sagt Kohler.

Dass man sich in einem Dorf auch engagieren soll, müssten hier viele erst lernen. Er selber ist vor vielen Jahren zugezogen, wie alle anderen Mitglieder des Gemeinderates, der aus vier FDP-Mitgliedern, einem CVP-Mitglied und zwei SP-Mitgliedern besteht. Denn nur so könne Riedholz ein lebendiges Dorf bleiben, sagt Kohler.

**Pend|ler, der:
Person, die aus
beruflichen
Gründen regel-
mässig zwischen
zwei Orten hin-
und herfährt**

Chantal Hirschi

Eine Sprache auf dem Sterbebett

Sprachenvielfalt im Albulatal

Ankunft – arreiv*

Tiefencastel begrüsst mit einem einfachen Bahnhof. Daneben befindet sich eine Dorfbeiz, die ihre Bestimmung zwischen Bahnhofbuffet und Spelunke gefunden hat. Davor sitzen Männer auf Plastikstühlen und trinken Bier. Es ist vierzehn Uhr nachmittags und Samstag im Herbst. Neben teils noch historischen Wohnhäusern setzt sich das Stadtbild aus mehreren Hotels, einem Elektrizitätswerk, einer Kirche und einem Oberstufen-Schulhaus zusammen. 300 Einwohner zählt das Dorf, das früher eindeutig zu den romanischen Gemeinden Graubündens gehörte. Die Zahl der Rätoromanen schwindet jedoch von Jahr zu Jahr und ein «guete Morge» hat das runde «bun de» auf der Strasse abgelöst. Die Schule wurde vor acht Jahren mit zwei benachbarten Gemeinden zum Schulverbund zusammengelegt. Nur rund vierzig Kinder gibt es in Tiefencastel. Davon gehen fünfzehn in die Primarschule und fünfzehn in die Oberstufe.

Die Lage zwischen Septimer- und Julierpass begünstigte Tiefencastel seit jeher als wichtigen Durchgangsort für die Überquerung der Alpen. Das weissliche Wasser der Albula teilt das Dorf in Nord- und Südhang. Das Dorfzentrum ist auf dem Südhang angesiedelt. Vom gegenüberliegenden Bahnhof zieht die Hauptstrasse in einer grosszügigen Kurve Richtung Lenzerheide. Einige Einfamilienhäuser thronen oberhalb des Bahnhofs, in goldenes Licht getaucht, unter ihnen auch dasjenige des jungen Paares Stecher/Logemann und der Familie Gantenbein.

Hundert Prozent Rätromanin – Hundert Prozent Rumantscha

Die Häuser hier oben scheinen jüngeren Datums zu sein und erinnern mit ihren geschwungenen Eingangstüren an Ferienhäuser. Verzierte Namen wie «Sonnenblick» oder «Annina» schmücken ihre Fassaden. Gegen Ende des asphaltierten Weges tut sich der Blick auf ein modern-hölzernes Zweifamilienhaus auf. Ein bärtiger Mann Mitte fünfzig spaltet Holz. Das muss Vater Gantenbein sein. Ein Bekannter aus Alvaneu hatte den Kontakt mit der Familie hergestellt. Es kommt zu einem kräftigen Händedruck, bevor er wieder an die Arbeit geht. Im Haus ist Regina Gantenbein, die sich erst noch von einem turbulenten Samstagvormittag erholen muss. Sie arbeitet als ambulante Pflegefachfrau. Wir gehen hinaus auf die sonnige Terrasse. Unter uns liegt das Dorf ganz still da. Nur das gelegentliche Gegacker von Hühnern ist zu hören. Die Kinder spielen im Wohnzimmer. Dabei wechseln sie, als sei das ganz natürlich, die Sprachen.

Für Regina Gantenbein ist das Romanische Teil ihrer Identität. Im Kanton Graubünden gaben gemäss einer Befragung des Bundesamtes für Statistik im Jahr 1990 noch fast 40'000 Menschen Rätromanisch als Hauptsprache an, im Jahr 2000 waren es noch rund 30'000, das sind vierzehn Prozent der Bündner Bevölkerung. «Und im Hinblick darauf, dass immer weniger Bündner das Romanische weitergeben, wird mir diese Facette meiner Identität immer wichtiger», bemerkt sie. So spricht sie mit ihren fünf Kindern so oft wie möglich Surmiran, ihre Muttersprache. Doch nur die älteste, Flavia, antwortet auf Surmiran. Die anderen antworten meistens auf Deutsch, das sich innerhalb der Familie immer mehr durchsetzt. «Ich komme nicht dagegen an», sagt sie. Und dass das traurig ist, weil hier sowieso schon so viel «verdütscht» sei.

Seit 2001 ist Rumantsch Grischun die offizielle Amtssprache im Kanton Graubünden. Rumantsch Grischun wurde auf Initiative der Lia Rumantscha (Dachorganisation aller Romanischsprachigen) vom Sprachwissenschaftler Heinrich Schmid in den Siebziger- und Achtzigerjahren aus den fünf traditionell gesprochenen Idiomen Sursilvan, Sutsilvan, Surmiran, Puter und Vallader entwickelt. Zwischen 2007 und 2015 sollten alle romanischen Schulen in der Einheitssprache unterrichten, was sich in der Praxis jedoch nur bei der Hälfte dieser Schulen durchgesetzt hat. Tiefencastel jedenfalls hat die Unterrichtssprache vor vier Jahren auf Rumantsch Grischun gewechselt. So kommt es, dass das Jüngste der Kinder von Regina Gantenbein als einzige auf Rumantsch Grischun und nicht im lokalen Idiom Surmiran unterrichtet wird. Wie viele Romanen steht auch die Familie Gantenbein Rumantsch Grischun kritisch gegenüber. Sie wollen wieder zum Idiom als Unterrichtssprache zurück, weil sie mit der künstlich angelegten Standardsprache nichts anfangen können und darin eine Gefahr für die Idiome sehen. Eine von der Universität Fribourg im Oktober 2011 veröffentlichte Studie, die sich mit den Sprachkompetenzen von Primarschülern befasst, belegt diese Befürchtungen. Sie zeigt, dass sich Schüler, die im Idiom unterrichtet wurden, viel besser mündlich ausdrücken können, als diejenigen, deren Unterricht auf Rumantsch Grischun geführt wurde.

**Sur|mi|ran, das:
rätromanischer
Schriftdialekt,
der im Ober-
halbstein (auch:**

Surmeir) und in Teilen des Albulatales gesprochen wird

Die Befürworter der Einheitssprache, beispielsweise Akteure der Lia Rumantscha, glauben jedoch, dass Rumantsch Grischun die einzige Überlebenschance fürs Rätoromanisch ist und ziehen Vergleiche mit der Schriftsprache Deutsch im schweizerdeutschen Sprachraum.

Schule – Scola

Vierzig Prozent der Bewohner einer Gemeinde im Kanton Graubünden müssen Rätoromanisch als Muttersprache angeben, damit die Gemeinde als Romanisch eingestuft wird. In Tiefencastel wurden im Jahr 2000 noch rund 120 Romanischsprechende gezählt. Eine erläuterungsbedürftige Zahl, wie sich in einem Gespräch mit Roman Collenberg, dem Schulrat von Tiefencastel, herausstellt. Er wohnt neben dem Oberstufenschulhaus, hinter der Kirche auf einem gross angelegten Bauernhof, den er von seiner Familie übernommen hat. Schulrat ist er ehrenamtlich. Die Diskussion um das Überleben des Rätoromanischen scheint ihm wenig nahezugehen. Es ist Sonntagmorgen, elf Uhr, und wir sitzen an seinem Stubentisch. Simona, seine jüngste Tochter, serviert Milchkaffee auf einem Holztablett und verschwindet vorerst wieder in der Küche. «Meine fünfköpfige Familie gilt nur als Rätoromanisch, weil ich Rätoromanisch als Muttersprache angebe», erläutert Roman Collenberg seine Eingangsthese. Es ist die patriarchalische Zählweise, die bei der Volkszählung im Jahre 2000 angewendet wurde, und Collenberg hat Mühe damit, dass der Bund auf diese Weise versucht, den romanischsprachigen Bevölkerungsanteil anzuheben. Seine Frau kommt aus dem Appenzell und spricht Schweizerdeutsch. Die Kinder tun es der Mutter nach – ausser in der Schule. «Ich habe nie das spezielle Bedürfnis gehabt, bei uns daheim das Rätoromanische zu pflegen. Dadurch, dass meine Frau Schweizerdeutsch spricht, finde ich es nur natürlich, dass wir zu Hause alle Schweizerdeutsch sprechen.» Dennoch würde er sich wünschen, dass das Rätoromanische auch in hundert Jahren noch gesprochen wird. «Aber man kann nichts erzwingen,» sagt er mit einem Schulterzucken.

Simona kommt wieder aus der Küche hervor und gesellt sich zu uns. Sie findet Romanisch in der Schule ziemlich lästig, «halt so wie Mathematik oder Biologie.» Simona wurde in der Primarschule auf Surmiran unterrichtet und noch nicht auf Rumantsch Grischun. Jetzt ist sie vierzehn Jahre alt und besucht das deutschsprachige Gymnasium in Chur. «Surmiran hilft beim Italienisch lernen. Aber eigentlich hat keiner von uns in der Schule gerne Romanisch geredet. Biologie hatten wir auch auf Romanisch. Und das war irgendwie blöd, weil es viele Begriffe gar nicht auf Romanisch gibt», erzählt Simona.

«Die Zukunft der Unterrichtssprache in Tiefencastel ist sehr ungewiss», sagt der Schulrat. Die Schülerzahlen in den romanischen Gemeinden gehen immer weiter zurück. Bald könnte es schon zu einer weiteren Zusammenlegung kommen. Spätestens dann, ist sich Roman Collenberg sicher, werde die Diskussion über die Unterrichtssprache Rumantsch Grischun versus Surmiran wieder neu aufgerollt. Wenig optimistisch geben sich auch die Behörden: «Rumantsch Grischun als Unterrichtssprache ist gescheitert», sagte der Bildungsdirektor Vogel im Oktober 2011 zur NZZ am Sonntag.

Es war die erste Bilanz, die er nach zehn Monaten im Amt zog. In vielen Gemeinden habe sich ein Unwille zusammengebraut, der innerhalb der romanischen Gemeinschaft zu grossen Diskrepanzen geführt habe. Diese Uneinigkeit habe auch einen negativen Einfluss auf die Meinung der nichtromanischen Steuerzahler, die diese Grabenkämpfe nicht goutieren. In der heutigen Situation brauche es nämlich Lehrmittel in acht Sprachen: auf Deutsch, Italienisch, in den fünf Idiomen des Kantons und auf Rumantsch Grischun. «Das ist für den Rest der Bevölkerung schwer nachzuvollziehen», führt Vogel aus. Gemäss einer Grobschätzung des Amts für Kultur gab der Kanton für das Projekt Rumantsch Grischun 7,3 Millionen Franken aus.

Zukunft – Avigneir

Es ist Sonntagmittag und ausser einem Jugendlichen, der seinen schwarzen Labrador ausführt, ist niemand auf der Strasse. Man braucht etwa fünfzehn Minuten, um vom Schulhaus wieder auf die andere Seite zu gelangen. Beim Anstieg kommt man am Bahnhof vorbei, der ohne die biertrinkenden Männer vom Vortag ausgestorben wirkt. Nicht unweit davon leben Tanya Stecher und Thomas Logemann. Sie sind ein rein deutschsprachiges Paar und haben eine zweijährige Tochter. Sie heisst Runi und ist ein quicklebendiges Mädchen mit tiefblauen Augen. Tanya Stecher ist Physiotherapeutin, weit gereist und wollte früher einmal Tänzerin werden. Heute geniesst sie es, Mutter zu sein. Thomas Logemann arbeitet als Bauführer in Samedan. In der Ecke des Wohnzimmers stehen ein Klavier und zwei australische Didgeridoos. Seit fünf Jahren wohnt das junge Paar in Tiefencastel. «Im Hinblick auf die Einschulung von Runi mach ich mir Gedanken, ob wir wirklich in Tiefencastel bleiben wollen», sagt Tanya Stecher. Die Schulsprache könnte für sie das ausschlaggebende Motiv für einen Wegzug sein. Ob dies für andere Familien ein Thema bei der Auswahl ihres Wohnortes ist, weiss sie nicht. Auch Roman Collenberg hat bisher kaum von Fällen gehört, in denen Familien sich wegen der Unterrichtssprache gegen Tiefencastel entschieden hätten. «Es ist jedoch gut vorstellbar, dass dies auch für andere nichtromanische Familien mit Kindern ein schwerwiegendes Thema ist», meint Tanya Stecher weiter. Sie und ihr Partner kommen ursprünglich aus benachbarten Dörfern und hatten ein paar Jahre Rätoromanisch in der Schule. Davon ist aber heute nicht viel übrig geblieben. Wieder Romanisch zu lernen, war bisher kein Thema. Wegen Runis Einschulung machen sie sich jedoch Gedanken, ob und wie sie in diesen Dialog ums Idiom und Rumantsch Grischun eintreten wollen. «Auch wenn es altmodisch klingt», sagt Tanya Stecher mit Nachdruck, «ich möchte meiner Tochter bei den Hausaufgaben helfen können. Ich würde ja sogar einen Kurs machen, aber in welcher Sprache? Surmiran? Das wird ja in der Schule nicht unterrichtet. Also Rumantsch Grischun, das wird dafür nirgends im Kanton Graubünden wirklich gesprochen. Ausserdem könnte es sein, dass die Schule in Tiefencastel in ein paar Jahren wieder zum Idiom wechselt.» Sie selbst sei sprachlich unbegabt und habe daher keine grosse Lust, jetzt eine Sprache zu lernen und in zwei Jahren eine andere.

Lia Ru|mant|scha, die: Dachorgani- sation aller rätoromanischen Organisationen

Das Holzhaus mit Garten und Ausblick, in welchem die Familie Logemann wohnt, ist ein kleines Paradies. Nur ungern würden sie sich von diesem Flecken Erde trennen und in ein Dorf ziehen, wo auf Deutsch unterrichtet wird. «Die Romanen können sich einfach nicht auf eine Schulsprache einigen. Ich bin dieses ewige Seilziehen leid. Dann lassen wir dem Leben halt einfach seinen Lauf und das Rätoromanisch stirbt aus», sagt sie. Sie zuckt dabei etwas hilflos mit den Schultern. Man sieht, dass es auch in ihren Ohren hart klingt, aber sie hat das Thema ganz offensichtlich mehr als einmal durchdiskutiert. Der Nachmittag neigt sich dem Ende zu und die Sonne verschwindet langsam hinter den fast schneelosen Bergkämmen. Es wird kühl, das Sonnenbad ist beendet. In der Stube hat Thomas Logemann mittlerweile ein Feuer im Schwedenofen entfacht.

Abreise – Partenza

Die Deutschschweizer dürften sich der Sensibilität dieses Themas für die romanischen Bündner kaum bewusst sein. Graubünden mit seiner eindrücklichen Natur dient den Unterländern häufig zur Erholung und zum Sonnetanken. In der kleinen Schweiz innerhalb der Schweiz – wie der Kanton wegen seiner kulturellen Vielfalt und den Amtssprachen Deutsch, Rätoromanisch und Italienisch auch genannt wird – herrschen jedoch heftige Grabenkämpfe. Bei der letzten Kurve mit Blick aufs Albulatal und seine betörende Natur bleibt die Hoffnung, dass sich die vom Aussterben bedrohten Rätoromanen auf einen Kurs einigen und gemeinsam in den Kampf ums Überleben ihrer Sprache einziehen können.

Katharina Flieger

Ein Dorf am Abgrund

Ein Besuch in Braunwald, dem Dorf, das abrutscht

Wer Braunwald im Glarner Hinterland erreichen will, muss für das letzte Stück die Standseilbahn benutzen: das Dorf liegt auf einer Terrasse hoch über dem Talboden und ist autofrei. Am Ende der Strecke durchquert man einen dunklen, schwach beleuchteten Tunnel. Massive Gesteinsschichten ziehen am Fenster vorbei, kurz bevor man auf der Terrasse ankommt. Doch der Schein trügt: der Untergrund ist instabil. Die Verkehrsfreiheit ist nicht die einzige Sensation des Dorfes: Braunwald rutscht. Und dies zwischen zwei und acht Zentimeter pro Jahr Richtung Rand der Terrasse. Man muss sich das wie bei einer Crèmeschneide vorstellen: zwischen zwei stabilen Schichten liegt eine weiche, glitschige, wodurch die obere ins Rutschen kommt.

Braunwald, das kommt nicht etwa von braunem Wald, sondern von Brunwald. Womit auch schon der Kern des Problems genannt wäre: das Wasser. Eine Reihe grösserer und kleinerer Quellen säumen die Terrasse, wodurch der Untergrund destabilisiert wird. Erschwerend kommt hinzu, dass der Untergrund nicht überall gleichmässig rutscht: so werden Gebäude und Leitungen auseinander gerissen, Fensterscheiben bersten, Mauern bekommen Sprünge, Wasserleitungen lecken und müssen saniert werden. Teile des Dorfkerns sind von einem Grossrutsch bedroht. Abbrüche mit einem Volumen von über 100'000 Kubikmetern sind bei einem Zeithorizont von mehreren Generationen nicht völlig auszuschliessen. 100'000 Kubikmeter entsprechen in etwa der Kapazität von 10'000 Lastwagenladungen.

Den stadtmüden Touristen empfangen in Braunwald bald Pferdegeruch und Glockengeläut. Kutschen sind im autofreien Kurort nebst Elektromobilen wichtige Transportmittel. Wer lieber zu Fuss geht, dem hilft zur raschen Orientierung ein Baum mit

Hangkriechen, das: Über lange Zeiträume anhal- tende, langsame Verformungen im Lockergestein oder Fels

Ästen aus Wegweisern: «Niederschlacht», «Hüttenboden», «Rubschen» und «Märchenhotel Bellevue». Das Märchenhotel, in grossen Lettern angeschrieben, thront hoch über dem Dorfkern. Unterm Dach ist ein Pool erkennbar. Von der Plattform der Bahnstation kann man auch 600 Meter tief ins Tal hinunterblicken – der Limmernstausee und das Kraftwerk hinten in Linthal gleichen einer Legobaustelle. Der *Tödi* und seine urchigen Nachbarn wirken nah. Umgeben von rassigen Bergen liegen die Häuser in Braunwald über eine grosse Fläche breit gestreut. Stark gefährdet ist nur der Teil nahe der Terrassenkante. Heute wissen wir: Die Station der Braunwaldbahn, die auch den Grundstein für den Dorfkern legte, hätte 1907 auf jeden Fall einige hundert Meter weiter oben gebaut werden sollen. Schon 1932 starteten die Ingenieure Marthaler und Boller das erste Programm zur Sanierung der Braunwaldbahn mit dem Bau von Stützmauern aufgrund des rutschenden Untergrundes. Seit 2004 gibt es im untersten Teil des Dorfes, wo das Zentrum liegt, eine Bauverbotszone. Das Verbot verhindert Erneuerungsarbeiten und würgt die langfristige Entwicklung ab. Eine Alternative wäre, den Dorfkern weiter oben im Gelände in sicherere Gefilde zu verlegen.

Hans Marti, Ingenieur und für die Sicherheit in Braunwald zuständig, betont im Telefongespräch, dass es aus seiner Sicht nicht darum gehe, ob das Dorf in zwei oder zwanzig Jahren abrutsche. Menschenleben seien durch das installierte Frühwarnsystem sowieso nicht gefährdet. Eher sei es eine psychologische und philosophische Frage, wie man damit umgehe: «Es ist wie das Leben mit einem Krebs. Den Kopf in den Sand zu stecken, wäre nicht ehrlich und würde nichts bringen; die Dinge zu dramatisieren, ist hingegen auch nicht nötig.» Nebst der psychologischen Frage spielen nicht zuletzt ökonomische und versicherungstechnische Fragen eine wichtige Rolle. Wer will schon in einen Ort investieren, der in einer Gefahrenzone liegt? «Durch die Vorschriften und die Art, wie man heute lebt, mit Naturgefahren umgeht und versucht, diese quantitativ zu erfassen, kommt man automatisch zu den sogenannten Zonenplänen. Diese Gefahrenpläne haben eine gewisse Konsequenz», sagt Marti. Was heisst das konkret? Er reagiert abweisend: «Je nach dem, was man darauf antwortet, wird es huere Züüg draus gemacht und gesagt, es sei ein gewaltiges Problem. So wird Braunwald schlecht gemacht.» Dies ist eine Anspielung auf die Medienberichterstattung der letzten Jahre. Da ein Artikel in der NZZ, dort ein Fernsehbericht in Schweiz aktuell, dazu noch ein paar unangenehme Kommentare in der Südostschweiz. *Murgänge* und Felsabbrüche gehören zum Alltag in den gebirgigen Regionen, weil unser Land zu siebzig Prozent aus Bergen und Hügeln besteht. Solche Rutschungen sind Naturphänomene, welche es an manch anderen Orten der Schweiz auch immer wieder gibt. Sie werden dann zum Stoff für Medien, wenn Siedlungen betroffen sind. Menschliche Schicksale, wo man die Kamera drauf halten kann. Darüber sind viele im Dorf nicht glücklich. Die Berichterstattung schadet dem Ruf des Dorfes als Feriendestination und somit dem Tourismus. Die Sicht der Dorfbewohner liesse sich wohl so zusammenfassen: Das Problem gibt es schon lange, warum also jetzt plötzlich so ein Drama

daraus machen? In Martis Worten: «Man lebt dort oben. Man weiss ja, dass man nicht zu Tode fällt. Man nimmt das sehr sachlich.» Trotzdem bleiben Fragen, die man nicht ignorieren kann. Ist ein Leben in der Gefahrenzone noch zu verantworten? «Wenn man sich das überlegt, sagt man Gopfridstutz, wir sind langfristig am falschen Ort! Dann kommt man automatisch auf den verrückten Gedanken zu sagen, das sollte man korrigieren!», womit Marti die Verlegung des Dorfes meint. Im Moment gibt es im Ganzen nur zwei Messpunkte, die verlässliche Daten liefern. Eine zusätzliche Entwässerung würde sehr viel grössere Summen kosten. Und wird der Bund tatsächlich bereit sein, die notwendige finanzielle Unterstützung zu leisten, wenn die Häuser an einer anderen Stelle neu aufgebaut werden müssen?

Früher existierten dort oben nur Maiensässe. Mit dem Aufkommen des Bädertourismus, der Elektrifizierung und dem Ausbau der Mobilität entstand das renommierte Hotel Bad Stachelberg in Linthal, das eine Art Sommerresidenz für seine Gäste suchte. So holte man den Hotelunternehmer und Ingenieur Joseph Durrer herbei, der 1907 sowohl die Braunwaldbahn als auch ein Grand Hotel baute. Schon damals lockte dieses Hotel die gehobene Gesellschaft mit einem Tennisplatz und einem Lift, später konnte man sich mit dem Segelflugzeug von der hoteleigenen Terrasse ins Tal katapultieren lassen. Seine Hochkonjunktur als Tourismusort erlebte Braunwald dann in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert. Vor dem Ersten Weltkrieg kamen die Gäste vorwiegend aus Osteuropa, zwischen den Kriegen entdeckten die Engländer das sonnig gelegene Dorf. Die englischen Touristen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg von den französischen abgelöst – ein Zug fuhr direkt von Paris nach Linthal. Und heute? Braunwald ist beschaulich, ruhig, fast verschlafen. Aber sicher nicht mondän. Bei der Bahnstation im Dorf beispielsweise sind keine Abfahrtszeiten angeschrieben, verärgerte Touristen beklagen sich beim Personal: «Können Sie das denn nirgends anschreiben? Ich meine, ihr Einheimischen wisst das ja, aber wir Touristen müssen immer fragen!»

Zum Schluss, dass das Dorf am heutigen Standort keine Zukunft hat, kamen 2006 auch Vertreter der Glarner Kantonalbank, der damaligen Gemeinde Braunwald und von Braunwald Tourismus, als sie die Projektgruppe Quo Vadis ins Leben riefen. Die lähmende Stimmung im Dorf sollte durchbrochen, visionäre Konzepte erarbeitet werden. Nicht nur, um der Bevölkerung neuen Mut zu machen, sondern auch, um Investoren anzuziehen. Wichtigstes Anliegen war die Verlegung der Standseilbahn aus der gefährdeten Zone. Mit Hilfe eines Hotels der gehobenen Klasse, gebaut vom Stararchitekten Zumthor, sollte ein neuer Anziehungspunkt entstehen. Die Fertigstellung wäre für 2011 geplant gewesen. Doch der Traum ist geplatzt, die Gruppe hat sich nach dem Ausstieg der Glarner Kantonalbank aufgelöst. Stattdessen wurde Braunwald im Rahmen einer grossen Fusion mit fünfundzwanzig anderen Ortsgemeinden zur Gemeinde Glarus Süd zusammengeführt. Die einzelnen Projekte aus Quo Vadis werden heute autonom weiterverfolgt. Die Mei-

Hang|mur, der:
Relativ rasch ab-
fliessendes
Gemisch aus
Lockergestein
(oft nur der
Boden und die

Vegetationsbedeckung) und Wasser

nungen der Dorfbewohner dazu sind zwiespältig. Die einen lehnen eine Umsiedlung vehement ab, andere setzen sich stark dafür ein.

Zu den Befürwortern gehören auch Unternehmer wie die Hoteliersfamilie Vogel. Sie betreibt seit mehreren Generationen das Grand Hotel, das seit 1977 Märchenhotel Bellevue heisst. Damals musste der Flight Attendant und ausgebildete Hotelier Martin Vogel von einem Tag auf den anderen den Betrieb übernehmen, weil sein Vater Fridolin einen Herzinfarkt erlitten hatte. Anlässlich des Hundert-Jahr-Jubiläums des Hotels haben die Vogels eine Chronik des Hauses und ihrer Familiengeschichte realisiert und ins Netz gestellt. Auf privaten Filmaufnahmen sieht man Martin Vogel auf Skiern waghalsige Saltos schlagen, seine Frau Lydia Vogel als Stewardess auf einem Schnappschuss mit Pelé im Arm und das Haus, wie es in meterhohen Schneemassen immer kleiner wird.

Vor Kurzem haben sein Sohn Patrick Vogel und dessen Partnerin das Hotel vom Vater übernommen. Ihre Haltung zum Problem der Rutschung ist relevant: In der Vergangenheit erlitt das Hotelgebäude immer wieder Schäden, ein neues Fundament und ein aufwändiges Entwässerungssystem mussten gebaut werden, um den Untergrund zu stabilisieren. Beim Gespräch in der Lobby des Hotels schafft Patrick Vogel sofort Klarheit: «Ich wäre nicht vor einem halben Jahr ins Geschäft eingestiegen und hätte die Aktienmehrheit übernommen und den Lebensmittelpunkt mit meiner Frau hier hinauf versetzt, wenn ich nicht an eine Zukunft von Braunwald glauben würde!» Er verfügt über eine hervorragende Ausbildung und hat mehrere Jobangebote in Geschäftsleitungsfunktionen anderer Hotels in der ganzen Schweiz abgelehnt, um nach Braunwald zurückzukehren. Natürlich habe er sich Gedanken gemacht wegen der Gefahr der Rutschung. «Aber ich wollte mich dieser Herausforderung stellen. Das kann jetzt entscheidend sein für das Dorf, damit der Tourismus nicht stirbt in Braunwald!»

Hin und wieder wird der Hotelier von seinen Gästen auf den dramatisierenden Bericht in 10vor10 angesprochen, der vor etwa zwei Jahren im Schweizer Fernsehen ausgestrahlt wurde. Doch das nimmt er gelassen. Und versucht, seine Sicht der Dinge und die Verhältnismässigkeit aufzuzeigen. Er ist ein klarer Verfechter der Idee, den Dorfkern weiter nach oben zu verlegen. «Das ist eine Sache von fünf bis zehn Jahren, bis die Entwicklung richtig ins Rollen kommt!» Ein neues Zentrum bei der Mittelstation der Gondelbahn oder beim Grotzenbüel läge auf sicherem Boden. Laut Vogel wäre aber auch eine gründliche Entwässerung des ganzen Gebiets notwendig. Und das Hotel? «Unser Haus können Sie nicht verlegen. Und so lange nichts Gravierendes passiert, sind wir gewillt, das Hotel zu betreiben.»

Die Bergstation Grotzenbüel der Gondelbahn liegt auf 1560 m. ü. M. Geht man von dort in Richtung des Hotels Rubschen, ab vom Weg und durch den Wald, erreicht man nach einer Weile eine grosse Lichtung. Die Sicht ist grandios, das Plätzchen einsam. Auf den gegenüberliegenden Bergketten sind deutlich die gefalteten Gesteins-

schichten der verschiedenen Erdperioden erkennbar. Menschliches Denken kann solche Zeiträume ins Auge fassen, menschliches Handeln nicht. Es ist schon durch deinen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten überfordert. In den Worten Martis: «Wahrscheinlich ist es halt so, dass wir Menschen nicht in der Lage sind, hundert Jahre weit vorzuschauen. Wir tun zwar so, aber effektiv sehen wir nicht so weit voraus. In diesem Zwiespalt lebt man hier.»

Katharina Nill

Zum kalten Tal

Das Netz der sozialen Sicherheit in einem Dorf im Allgäu

In Osterzell ist es still. Der Wind ist so schwach, dass er gerade noch das Geräusch einer Kreissäge herüber zu tragen vermag. Der Lärm der Holzarbeiten muss der Baustelle am Ortsrand entspringen, wo ein neues Feuerwehrhaus für den Ort entsteht. Osterzell ist die kleinste selbständige Gemeinde des Landkreises Ostallgäu. 650 Einwohner leben hier. Das ist nicht viel, man kennt sich hier. Eine Frau kehrt den längst sauberen Bürgersteig vor ihrem Häuschen, an der einzigen Haltestelle des Dorfes wartet ein Mann auf den Bus, der zu Stosszeiten stündlich eintrifft. Auf dem Asphalt vor der Bäckerei, die heute geschlossen hat, liegt die Zahnsperre eines Kindes. Es herrscht Kaiserwetter an diesem gewöhnlichen Mittwochmorgen. Nur die Nebelfelder über den saftigen Wiesen und Äckern künden von dem schon fortgeschrittenen Herbst. Im Garten eines Häuschens hängt ein Sonntagsanzug zum Lüften draussen. Auch er trägt Kunde: von einer Beerdigung am folgenden Tag und dem anschliessenden Totenschmaus im Pfarrstadl, zu dem traditionell das ganze Dorf zusammenkommt. «Es hat in der Vergangenheit schon Jahre mit bis zu elf Beerdigungen gegeben», sagt Astrid Zwick, die Wirtin des «Gasthaus zum kalten Tal», der einzigen Gastwirtschaft mit Fremdenzimmern im Dorf. Und es wirkt, als würden aufregende Jahre in Osterzell an der Zahl der Beerdigungen gemessen.

Weniger für Aufregung, so doch für Abwechslung sorgen die zahlreichen Vereine, die das Dorfleben prägen. Musikkapelle und Trachtenverein, Freiwillige Feuerwehr und Schützenverein, Kirchenchor und Theaterverein, «und das sind noch längst nicht alle», erzählt Josef Fleschutz, der mit seiner Frau auf über sieben Theaterauftritte zurückblicken kann. Er selbst ist achtzehn Jahre als Bürgermeister der

Für|sor|ge, die; -:
Pflege, Hilfe, die
man jmdm. Zu-
teil werden lässt

Gemeinde Osterzell im Amt gewesen und gehört mit seiner Leutseligkeit auch heute noch zu den Hauptfiguren im Gemeindeleben. «Der Zusammenhalt und die Sicherheit bei uns im Dorf sind gross», sagt der 75-Jährige und räumt mit dem Blick eines bestraften Kindes ein: «Natürlich sitzt man andererseits eng aufeinander und tratscht recht viel.» Aber dass jemand das Dorf verlassen habe, weil es ihm zu eng geworden sei, davon habe er «zu Lebzeiten» noch nicht gehört. Im Gegenteil: «Man gibt aufeinander Acht und bemerkt sofort, wenn die Nachbarn ein paar Tage weg sind. Dann guckt man schon nach deren Haus. Man kümmert sich eben.»

Josef Fleschutz deutet von dem kleinen Sprossenfenster seines niedrigen Wohnzimmers aus auf den hoch gelegenen Galgenberg am östlichen Dorfrand. Nur widerwillig erzählen die Osterzeller von einem Ereignis, das sich vor rund 250 Jahren zutrug, und mit Harmonie nicht viel zu tun hat. Neun dem Hexenwahn zum Opfer gefallene Frauen wurden durch das Schwert hingerichtet und am Folgetag zu Pulver und Asche verbrannt. Die Notwendigkeit, diese Damen loszuwerden, war so gross, dass die Gemeinde keine Kosten scheute und ihren Wald dafür verpfändete. Herr Fleschutz wendet sich von der Stätte des Grauens ab, rückt die Gardine millimetergenau zurecht und weist den Gedanken, von einer solchen Vergangenheit auf die Gegenwart zu schliessen, weit von sich. «Kriminalität oder Sozialfälle? Das gibt's hier nicht. Höchstens fällt mal einer auf, wenn er zu häufig einen über den Durst trinkt. Aber den nimmt man sich dann zur Seite und spricht ein ernstes Wort.» Vor allem in der Sommerzeit jagt ein Vereinsfest das nächste. Was die Vereine auf die Beine stellen, versüsst allen Bewohnern im Dorf den sonst wenig ereignisreichen Alltag – auch denen, die aktiv nicht beteiligt sind, sondern nur zusammenkommen und trinken. An der Art jedoch, wie Josef Fleschutz seine persönlichen ehrenamtlichen Einsätze mit Zahlen untermauert, wird deutlich: Engagement ist die Währung der Stunde, wenn man die Anerkennung der Anderen erhalten und im Dorf etwas gelten will.

Von einem, der sich weniger verdient gemacht hat, kann beispielsweise Luise Hailand, CSU-Ortsverband-Vorsitzende und Ehefrau des Besitzers des örtlichen Sägewerks, ein Lied singen. «Der Waldemar war kein Bürger in dem Sinn», sagt sie. Sie spricht in der Vergangenheit, denn Waldemar lebt heute in Herzogsägmühle, einer offenen Dorfkolonie für hilfsbedürftige Menschen. «Menschen in besonderen Lebenslagen» titelt der Prospekt. Getragen wird der Verbund von der Diakonie München und Oberbayern. Rund 700 Menschen jeden Alters leben hier zusammen und bringen Krankheit, Behinderung oder Probleme mit. Rund ein Drittel soll früher oder später wieder in der Lage sein, an einem anderen Ort zu leben und arbeiten zu können. Auch Waldemar. Doch die Osterzeller brennen nicht gerade auf seine Rückkehr.

Ursprünglich war Waldemar der Liebe wegen nach Osterzell gezogen, diese aber zerbrach schon bald wieder. So kam es, dass er eine neue Bleibe benötigte, und Frau Hailand ihm – wegen Eigenbedarfs lediglich für die Dauer von einem Jahr – eine ihrer Eigentumswohnungen anbot. Sie tat es, obwohl sich im Dorf schon herumgesprochen hatte, dass Waldemar ein schwieriger Typ und dem Alkohol nicht abgeneigt sei. Nachdem er die neue Wohnung bezogen hatte, entpuppte sich Waldemar als «irgendwie

krank», wie Frau Hailand erklärt. «Er verlor zusehends seine Balance und schliesslich auch seine Arbeit», berichtet sie weiter. Hierbei bleibt die Frage offen, ob Waldemar wegen seiner fehlenden Balance arbeitslos wurde oder wegen der Arbeitslosigkeit die Balance verlor. Waldemar, der inzwischen Hartz IV in Anspruch nahm, verkam und mit ihm seine Wohnung. «Die Wohnung müssen Sie gesehen haben!», sagt Frau Hailand mit einem Ausruf des Entsetzens. Ein Jahr verstrich, ein zweites Jahr verstrich – und Waldemar fand keine neue Wohnung. Vielleicht suchte er auch nicht, so vermutet man im Dorf. Und weil Waldemar keine Anstalten zeigte, sich anderweitig niederzulassen, sah sich Frau Hailand gezwungen, die Räumungsklage einzureichen. Als die Zwangsvollstrecker kamen, hatte sich Waldemar «leicht bekleidet und stark angetrunken» die Pulsadern «nicht aufgeritzt, aber angesäbelt». Die Wohnung räumte man leer, und Waldemar kam ins Bezirkskrankenhaus Kaufbeuren – ein Fachkrankenhaus für Psychiatrie, Psychotherapie, Psychosomatik und Neurologie. Waldemar war in seiner psychischen Verfassung aber nicht auffällig genug, um im BKH behalten zu werden. Am Folgetag schon nahm er ein Taxi ins Gasthaus zu Astrid Zwick, die ihm fürs Erste Unterkunft gewährte. Das Taxi schickte man weg, ohne es zu bezahlen.

Waldemar war nun obdachlos. Wer sich in der Bundesrepublik für Obdachlose zuständig fühlen soll, ist bis heute nicht eindeutig geregelt. Handelt es sich um einen Hilfebedürftigen, greift die Sozialhilfe. Handelt es sich um einen Störenfried, greift das Polizei- und Ordnungsrecht. Gerade weil nicht klar ist, wer zur Hilfe kommt, kann die Zahl der Obdachlosen bis heute nur geschätzt werden. Die Dunkelziffer in Deutschland lag im Jahr 2010 bei 248'000, wie die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. bekannt gegeben hat. Unumstritten, wenngleich wenig genau, ist der gesetzliche Anspruch auf «Hilfe zur Überwindung besonderer sozialer Schwierigkeiten». Das bedeutet unter anderem, dass Städte und auch Gemeinden zur Unterbringung von wohnungslos gewordenen Menschen verpflichtet sind. Kleine Gemeinden aber werden nur selten von solchen Notsituationen heimgesucht. In der Regel benutzen sie das Zimmer, das sie als Notunterkunft bereithalten müssten, anderweitig. Gerät im Dorf ein Bürger ausser Kontrolle, verarmt er aus eigener Schuld, dann lassen die anderen Dorfbewohner selten eine Gelegenheit verstreichen, dessen Abtrünnigkeit vorzuführen und sein Fehlverhalten zu sanktionieren. Weil ein derart Herausgefallener in nur wenigen Fällen aufgefangen wird, kommt es, dass sich diverse Kommunen diesen Schwierigkeiten annehmen und entsprechende Fachstellen einrichten. Auch im Landkreis Ostallgäu wurde hierzu die Fachstelle zur Vermeidung von Obdachlosigkeit ins Leben gerufen. Mit messbarem Erfolg berät sie kostenlos Menschen, die sich, neben vielen anderen belastenden Themen, mit Mietschulden, Kündigung, Räumungsklagen und Zwangsräumung konfrontiert sehen. Für Osterzell bedeutet das, mit nur [Euro 0,27](#) pro Einwohner und Jahr gegen Obdachlosigkeit versichert zu sein und das Problem vom Hals zu haben. Waldemar hätte sich schon vor der Zwangsräumung an diese Fachstelle wenden können, denn ausschlaggebend für die Unterstützung ist die Freiwilligkeit der Hilfesuchenden. Doch jetzt erst war seine Not gross genug. Die Fachstelle brachte Waldemar nach Herzogsägmüh-

**Woh|nungs|
losig|keit, die; -:**
Zustand, in dem
Menschen über
keinen festen
Wohnsitz verfü-

gen und im öffentlichen Raum, im Freien, in Hospitalen oder in Notunterkünften übernachten.

le, wo er sich beraten, pflegen, therapieren und rehabilitieren lassen kann. «Die anderen Bewohner in der Gemeinde», sagt Luise Hailand, «die haben ja alle Familien, die haben alle einen Rückhalt. Ich kenne niemanden hier, der ein mit Waldemar vergleichbares Problem hat. Zumindest ist es mir nicht bekannt. Der Waldemar hat hier gewohnt, aber nicht gelebt... nicht in den Vereinen, nicht im Alltagsleben. Das ist für mich schon ein Unterschied. Eigentlich hat er hier gehaust, denn wohnen kann man das nicht nennen.» Sie würde sich freuen, sagt Luise Hailand, wenn Waldemar in zwei, oder auch drei Jahren vor ihr steht, als ordentlicher Mann, und sich bedankt für die Chance seines Lebens.

Längst nach der Dämmerung ist auch der Rosenkranz zu Ende und vor der Kirche stehen Grüppchen zusammen, um noch ein wenig zu plaudern. Die Leute haben es nicht eilig, denn sie haben schon zeitig ihr Abendbrot gegessen. Sie sprechen leise, als wollten sie die Nacht nicht stören, die eigentlich noch Abend ist. Die Kirche ist eingebettet in einen Kranz aus gepflegten Gräbern und erleuchteten Grabkerzen. Auch im Erdgeschoss des angrenzenden Gemeindehauses geht das Licht an. Unter Neonleuchten bereitet sich der Bürgermeister auf die anstehende Gemeinderatssitzung vor. Kurze Zeit später werden die acht Gemeinderatsmitglieder eintröpfeln, um über Ergänzungen der Gemeindefassung zu entscheiden. Eine unerwartete Handvoll junger Burschen wird zu Besuch sein, um die Entwicklungen des Feuerwehrhauses zu verfolgen. Die allfälligen Entscheidungen werden schnell und effizient getroffen, insbesondere was die Anschaffungen der Gemeinde betrifft.

Währenddessen gibt man sich bei der Wirtin Astrid Zwick, die von allen Assi gerufen wird, bereits die Klinke in die Hand. Assi wirkt resolut, robust und alterslos – die Arbeit scheint keine Spuren an ihr hinterlassen zu haben. Nur in den Augen hat sich Müdigkeit eingerichtet. Auch ihr Mann Pit Zwick ist inzwischen von seiner Arbeit auf einer Baustelle heimgekehrt, die eine Autostunde entfernt liegt. Zu sieb haben die Männer eine Fahrgemeinschaft gegründet, um dorthin und wieder nach Hause zu gelangen. «Das ist gut», sagt er schelmisch, «dann können die anderen schlafen, während einer fährt». Die beiden haben sich in einer Vereinsgaststätte kennengelernt, wo sie hinter und er vor der Theke stand. Seit es das Gasthaus gibt, geht Pit Zwick seiner Frau abends zur Hand. Das Bier, das er dabei ausschenkt, korreliert mit dem Bier, das er sich genehmigt. «Wir haben 363 Tage im Jahr offen», erzählt Astrid Zwick – und nach 363 Tagen sieht das Haus aus, nach 363 Tagen Frittierfett riecht es. Mit Stolz in ihrer tiefen Stimme fügt sie hinzu: «Nur an Weihnachten gönnen wir uns Zeit für die vier Kinder und das erste Enkelkind.» Astrid Zwick ist es, die Gasthaus und Familie gleichermaßen versorgt, organisiert sowie seelisch und finanziell zusammenhält. Sie hat die Hosen an. «Als wir das Gasthaus zum kalten Tal übernommen haben, wollte ich unbedingt einen Biergarten einrichten», erzählt sie, doch es hat einen guten Sommer gedauert, bis die Dorfbewohner diesen auch angenommen hatten. Und seit sich der Biergarten herumgesprochen hat, kommen die Menschen von überall her. Auch die Fremdenzimmer, welche sie als billige Monteurszimmer auf der Website anpreist, sind fast immer ausgebucht.

In der eigentlichen Wirtsstube, die längst neue Polsterbezüge gebrauchen könnte, sitzen lediglich zwei ältere Bauern. Sie sind sich uneinig über das Alter eines abwesenden Dritten. Über ihrer Spekulation vergehen Stunden. Und dass heute schon wieder jemand gestorben sei, bestätigen sie einander mehrfach, als würden die zwei Todesfälle in nur einer Woche dadurch glaubwürdiger. Die Mehrzahl der Gäste, allesamt Männer, sitzt im Nachbarraum. Nur dort darf geraucht werden, und von dort dringen auch Stimmengewirr und Gelächter in die Hauptstube herüber. Kontinuierlich gewinnen die Männer und ihre Laute an Pegel. «Wo die Frauen sind? Die treffen sich lieber zu Hause», sagt Astrid Zwick, die sich über nichts mehr zu wundern scheint. Zu später Stunde dann, das Wirtshaus hat keine fixe Sperrzeit, schütten die Männer der Wirtin schon einmal das Herz aus. Aus welchem Stoff die Rührung gemacht sein mag, möchte sie für sich behalten. Sie zieht nun einen Band mit Gedichten hervor, die sie für besondere Hochzeiten und Jubiläen im Dorf schreibt und vorträgt. Unterdessen fallen Pit Zwick die Augen zu, zunächst sackt sein Kopf, dann sein Körper zur Seite, doch ausdauernd rüttelt er sich wieder und wieder wach. Bis Astrid Zwick die letzten Gläser zusammenräumt, die Türe absperrt und die Lichter löscht. Durchgelüftet wird ein anderes Mal.

Maria Brehmer

Still geworden

Nach der Schliessung der Papierfabrik in Biberist

Wer das Areal der Papierei betritt, der wird zum Mitnehmen aufgefordert. «Bitte bedienen Sie sich» heisst es auf einem Zettel, der an einer grossen Holzkiste klebt. Sie ist gefüllt mit gebrauchtem Büromaterial: Ablagefächer, Ordner, Behälter für Stifte. Ich suche die Personalabteilung. «Da drüben, hinter den Bäumen, es sieht aus wie eine Baracke.» Die junge Frau in der Portierloge weist auf ein zugewachsenes, im charakteristisch tief hängenden und spätherbstlich dichten Nebel Solothurns fast verschwindendes Häuschen. Karl Vogel, der Personalchef, warte bereits.

In dem mit Leuchtstoffröhren beleuchteten und auf Hochglanz polierten Flur ist er der einzige, der anzutreffen ist. Er winkt in ein Sitzungszimmer, bringt Kaffee. Es ist kahl und kühl im Raum. «Die ersten, die wir innerhalb der Branche vermitteln konnten, werden bereits wieder entlassen.» Vogel legt Statistiken aus. Düster seien sie, die Aussichten innerhalb der Papierindustrie. Eine andere Fabrik im Kanton Solothurn, die in Balsthal, will die Hälfte der Belegschaft streichen, Cham bei Zug in den nächsten zwei Jahren um 200 Stellen reduzieren. Da treffe es bekanntlich zuerst die Neuzugänge. Wer ausschliesslich in der Papierindustrie gearbeitet hat, findet kaum mehr etwas.

«Als ich hier anfang, konnte ich ja nicht ahnen, was geschehen würde.» Vogel ist sicher: Die Geschäftsleitung habe sich zwar mit den hohen Investitionen in ein neues Hochregallager übernommen, aber sonst sei immer alles gut gelaufen. Allegro Demi-matt, Furioso, EuroBulk, CentoStar. Gestrichene und chlorfrei ungestrichene Papiere, die Papierei war damit führend auf dem europäischen Markt. Unter

Pa|pier, das; -s,
-e: 1. zu einer
dünnen, platten
Schicht gepress-

tes Material, das vorwiegend zum Beschreiben oder Verpacken dient

Vogel erhielt die Fabrik gleich zwei Sozialpreise. «Weil es ein Unternehmen ist, das sich seiner Verantwortung auch ausserhalb der nackten Kennzahlen bewusst ist», wie es in der Laudatio hiess. Und vier Jahre später, am 20. Juli 2011,

folgte der Kahlschlag: Kündigung für alle. Umgehend wurde ein Sozialplan zwischen Gewerkschaft und Mutterkonzern ausgehandelt und auf dem Areal ein Jobcenter eingerichtet. Vier Wochen später wurde die letzte Maschine runtergefahren, per Anfang September traten die ersten aus dem Unternehmen aus. Alles ging rasend schnell.

Aber man war gut organisiert.

Noch ist es geöffnet, das Jobcenter. Karl Vogel will es zeigen, und man läuft über mit Laub bedeckte Plattenwege ins Gebäude nebenan. Ein Wachmann sitzt dort, er liest Zeitung, das Radio läuft. Er schaut kurz auf, dann blättert er weiter. An der Magnetwand hängen ein paar Stellenangebote. Türen, den grauen Gang säumend, sind provisorisch mit bedruckten A4-Blättern beschriftet: Anmeldung, RAV, Schreibwerkstatt, MOVIS (Sozialberatung und psychische Betreuung). Im oberen Stockwerk arbeitet noch ein letzter Mitarbeiter der kantonalen Arbeitsvermittlungsstelle. Wenn er bis Ende Dezember 2011 noch zwei weiteren Personen einen Job verschaffen könne, so sei das ein Erfolg. Sonst sieht man hier niemanden.

Mit 550 Entlassenen herrschte im Jobcenter noch bis vor kurzem reger Betrieb, heute wird es kaum noch besucht. Auf ersten Januar laufen die letzten Kündigungsfristen aus, auch jene viermonatigen der über Sechzigjährigen, und das sind einige. Dazu seien überdurchschnittlich viele nach der Kündigung krank geworden, erzählt Vogel. Und das verpflichtet laut Gesetz den Arbeitgeber, die Frist bis zur Entlassung um einen Monat zu verlängern. «Sonst wäre hier jetzt schon Schluss.»

Das Jobcenter konnte über fünfundsechzig Prozent der Belegschaft vermitteln, das ist vergleichsweise viel, und Vogel hat damit sein Ziel erreicht. Zugetraut hatte ihm das im Vorfeld niemand. «Der Letzte schliesst bitte die Türe», heisst es am Eingang des Jobcenters. Sechs Jahre hat er in der Papieri als Personalchef gearbeitet, «Papierler» sei er aber keiner. Im kommenden März will er in den frühzeitigen Ruhestand gehen. Er wird einer der letzten sein, der als ehemaliger Mitarbeiter der Papieri seinen Arbeitsplatz verlassen wird.

Im Sitzungszimmer der Personalabteilung hängt eine grossformatige Luftaufnahme der Papieri. Es raucht und dampft über den weitläufigen Hallen. Das hohe, zum Biberister Dorfbild gehörende Backstein-Chemi ist in Betrieb und die Züge mit den Rohstofflieferungen stehen Schlange. Das Foto ist höchstens ein paar Jahre alt, nun ist es still geworden auf dem Areal. In der feuchten Morgenluft sind lediglich die Krähen zu hören zwischen den grossen Hallen und den hohen Bäumen. Die Veloständer sind leer, gefüllte Abfallmulden säumen die unbenutzten Transportwege. «Hände weg von unserer Papieri» – das Plakat aus der Zeit, als sich Bevölkerung und Politik noch gegen die Schliessung engagierten, klebt am Anschlagkasten, verblasst und wellig.

Anton Frieder wartet bereits. Er ist einer der fünfunddreissig Prozent, die noch nicht vermittelt werden konnten, die noch in der Kündigungsfrist stecken, die noch Lohn bekommen von der Fabrik. Fröhlich plaudert er mit der jungen Frau aus der Portierloge, sie duzen sich. Wie man ihn erkennen würde? «Ich trage eine rote Rose

im Knopfloch», scherzte er am Telefon. Hiess es nicht, er sei über sechzig? Sonnen-gebräunt ist er, rotbäckig, sportlich. Mit klarem Blick und einnehmendem Lächeln. Kaum begrüsst, schlägt er die Richtung ein, schnellen Schrittes hinein in die graue Geisterfabrik.

Die Maschinenhalle ist hell beleuchtet, zimmerwarm und das Ende der Produktionslinie neun so weit hinten, dass man es vom Eingang aus nicht sehen kann. Meterlange Rollen liegen quer. Auf sie wurde einst das frische Papier gewickelt, das vom Rohmaterial bis hin zum fertigen Papier fast vollautomatisch auf der Produktionslinie neun entstanden ist. In der ganzen Halle ist kein einziger Schnipsel mehr davon zu sehen, die Arbeitsplätze sind sauber und aufgeräumt.

Die «neunte Strasse», wie Frieder sie nennt, war einst der Stolz der Papierei, erst einige Jahre alt, einige hundert Millionen wert, rund um die Uhr in Betrieb. «Eine solche Maschine darf man nicht still legen. Die kriegt Standschäden, schon nach einigen Stunden.» Frieder schüttelt den Kopf. Siebzig Arbeiter beschäftigte die Neunte, rund dreihunderttausend Tonnen Output lieferte sie jährlich. «Das Zugpferd mit Grips – gibt stets Vollgas!» wird sie in der firmeneigenen Werbung gepriesen. Die Geschäftsleitung will sie verkaufen. Abnehmer haben sich noch keine gefunden.

Am ersten Januar ist auch Frieders Kündigungsfrist ausgelaufen. Sie hat sich um einen Monat verlängert, als er sich beim Pilze suchen im Wald einen Zeckenbiss eingefangen hatte und krankgeschrieben werden musste. Acht Jahre war er in der Papierei beschäftigt. Und seine Lehre, die hatte er als junger Biberister auch hier gemacht. Dazwischen fuhr er zur See, grosse Maschinen faszinierten ihn. Laufen müsse etwas, ruhig herumsitzen habe er noch nie gekonnt. Das hat er schon mehrmals erzählt, der Presse, sogar einer Delegation der Kantonsregierung. Die Papierei-Geschäftsleitung hatte ihn damals vorgeschlagen. Anton Frieder ist ein Bilderbuchoptimist. Weiss, «aus dem grössten Scheiss das Beste rauszuholen», wie er sagt, alles eine Frage der Einstellung. «Und manchmal war ich hier der Seelsorger, als alle am Boden zerstört waren.» Aufhören zu arbeiten? Das kommt für ihn nicht in Frage, die paar Jahre bis zur Pensionierung wolle er auf jeden Fall noch «rumbringen». Am kommenden Montag habe er ein Bewerbungsgespräch, als Kabelverleger, «und ich habe ein gutes Gefühl».

Der Rundgang führt durch Hallen, Lager- und Maschinenräume, durch die ehemalige Schreinerei («Palettlwerkstatt») und die Energierückgewinnungsanlage, er führt durch Kellergänge und in Backsteingebäude. Es riecht nach Öl, Metall und Staub. Ich hatte keine Vorstellung von der Weitläufigkeit eines solchen Areals, bis ich es gesehen habe. Als vor drei Jahren der südafrikanische Grosskonzern Sappi die Papierei kaufte, war sie eine der grössten Papierfabriken der Schweiz. Über zweitausend Leute arbeiteten hier in Spitzenzeiten in den Fünfzigerjahren. Was inzwischen geschah, ist nicht nur für Anton Frieder kaum nachvollziehbar. Ein Jahr nach der Übernahme stellte Sappi bereits einen Teil der Biberister Produktion ein, entliess rund fünfzig Personen. «Wegen schwieriger Rahmenbedingungen», hiess es damals. Im März des letzten Jahres teilte Sappi der Geschäftsleitung in Biberist ihre Schliessungsabsicht mit, die Verkündung

Pa|lett, <lat-fr.-
helv.> das; -s,
-en: 3. genormte
hölzerne od.
metallene Hub-

platte zum Stapeln von Waren mit dem Gabelstapler

des definitiven Aus folgte nur wenige Wochen später. Frieder erinnert sich. «Sie stellten einfach die sechste Strasse ab. Nichts lief mehr. Mein Kollege rief mich an und fragte, wieso in aller Welt ihm aufgetragen worden sei, keine Farbe mehr zu mischen.» Die Belegschaft wurde in die Mehrzweckhalle des Dorfes gerufen. Drei Vertreter der Sappi waren angereist und verkündeten die Schliessung, «wegen schwieriger Marktbedingungen und anhaltender Zunahme der Produktionskosten». Die Herren in den Anzügen verliessen den Saal durch den Hinterausgang, die Belegschaft ging wieder an die Arbeit. «In Deutschland hätten sie das nicht machen können. Hier bei uns lohnt sich Streiken nicht», und der Verdacht wurde laut, dass bei Übernahme die Sappi bereits alles geplant hatte. Denn nur wenige Tage später flatterten schon allen die Kündigungen ins Haus.

Nicolas Mühlemann fasste auf der ersten Seite des Schliessungsberichts zusammen, was aus Sicht der Geschäftsleitung geschah, nachdem die Sappi ihre Schliessungsabsicht geäussert hatte: «Suche nach potentiellen Käufern, Kampf der Geschäftsleitung, Planung Stilllegung, Stilllegung, Verkauf Anlagen und Maschinen, Persönliche Verarbeitung und Neuorientierung jedes Einzelnen.» Eine Chronologie der Schliessung, eine Chronologie des Untergangs. Die Gründe dafür, warum es so ist, wie es ist: Alles findet Platz auf dreissig Seiten bunt bedrucktem Sappi-Papier, kann auch als Power-Point-Präsentation verwendet werden, vom Fabrikdirektor selbst zusammengestellt. Über zwanzig Jahre war Nicolas Mühlemann für die Papieri tätig, seit 2004 als ihr Verantwortlicher. Sappi gab ihm vier Wochen Zeit, einen neuen Käufer zu finden, das Ruder noch herumzureissen, natürlich nur unter der Bedingung, die Fabrik nicht an einen Konkurrenten zu verkaufen. «Ein Ding der Unmöglichkeit», weiss Mühlemann. Er trat aus dem Verwaltungsrat der Sappi Schweiz AG aus. Nicht aus Protest, wie er sagt, sondern weil es für ihn auch andere Lösungen gegeben hätte, doch da war bereits entschieden.

Danach musste Mühlemann das Runterfahren der gesamten Produktion organisieren, Stiftungen und Verträge auflösen, Akten archivieren, sich um den historischen Nachlass kümmern. Zusammen mit seinem Stellvertreter und einer Handvoll aus der Finanzabteilung sind sie die einzigen, die noch im Direktionsgebäude arbeiten. Der Empfang im Erdgeschoss ist nicht mehr besetzt. Auf dem Tresen präsentiert sich der Sozialpreis des Kantons Solothurn in Form eines Knotens aus Stahl. Die Topfpflanzen im Flur verlieren ihre Blätter, braun liegen sie auf dem grauen Teppichboden. Sappi lächelt einem hier überall entgegen: vom grossen Willkommensschild, von den Kaffeetassen, von den Kugelschreibern, von der «Nachhaltigkeitsphilosophie» und dem «Ethikkodex» an den Wänden. «Da hat man schon eine Wut im Bauch, aber was will man machen?» Für Mühlemann gilt, Abstand gewinnen zu können, das Aus zu akzeptieren, sich loszulösen und nach vorne zu schauen. «Ich konnte den Schnitt schon machen. Denn wenn man rein kommt, ist alles tot.» Ab Februar wird der Fünfzigjährige die Geschäftsleitung der Haco AG bei Bern übernehmen, eine Firma für «Heil- und Genussmittel», die auch Aromat und die Farmerstängel herstellt.

Dass räumliche Distanz auch emotionale Distanz bringt, dessen ist sich Martin Blaser, Biberists Gemeindepräsident, sicher. Direktoren wohnen heute nicht mehr in den Herrenhäusern im Dorf, und für die Sappi in Südafrika sei Biberist sowieso nur ein «Gufechnopf». Mühlemann wohnt im Kanton Bern, Vogel im Kanton Zürich. Bewusst habe so eine Distanz zur Arbeit hergestellt werden sollen (Mühlemann: «Zum Glück, sonst wäre heute alles noch viel schwieriger.») Martin Blaser betont immer wieder, dass das Management im Prozess der Schliessung einen ausserordentlich guten Job gemacht habe. Die Belegschaft sei immer hinter der Geschäftsleitung gestanden, nie habe es ein lautes Wort gegeben, da seien keine Flaschen geworfen worden. «Aber wäre der Direktor ein Biberister gewesen, er hätte es nie so weit kommen lassen.»

Die Biberister Bevölkerung stieg mit der Angestelltenzahl der Papierei. Zur Mitte des 20. Jahrhunderts, als die Fabrik ein Maximum an Leuten beschäftigte, vergrösserte sich das überbaute Gemeindegebiet durch Aussenquartiere an der Peripherie. Giriz, Scherzimoos und das Zieglerareal im Schöngrün: Neue Quartiere entstanden, Reihenhäuser wurden gebaut und Biberist wuchs zum klassischen Industriedorf. Die Fabrik, die wohlhabenden Direktoren und die ansässigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter lieferten ihre Steuern ab. Die Beizen waren mit Arbeitern gefüllt, man definierte sich über «sein Werk». Der Biber als Symbol der Gemeinde, einst schmückte er das Wasserzeichen auf dem Briefpapier der Chefetage. Soziales Engagement der Geschäftsleitung wurde gross geschrieben, auch zu den Pensionierten habe man geschaut. Die Papierei gehörte eben zu Biberist. Und die Biberister zur Papierei. Die Direktoren waren weit über die Dorfgrenzen hinaus bekannt und ebenso anerkannt, allen voran der Papierei-Gründer Oscar Miller, der 1926 in Biberist starb und sich als Mäzen und Kunstsammler einen Namen machte. Hodler, Amiet, Vallotton: Die Sammlung des Kunstmuseums Solothurn hat ihre Bedeutung nicht zuletzt den Schenkungen des Papierfabrikanten zu verdanken. Die Veränderung kam mit der Globalisierung, «damit hört die Identifikation mit dem eigenen Dorf auf», sagt Blaser. Trotzdem: Für einen «Biberschter» sei der Verlust der Papierfabrik mit einem Todesfall in der Familie zu vergleichen.

Im hinteren, alten Teil des Papierei-Areals, befindet sich Anton Frieders ehemaliges Hoheitsgebiet. Hier verlaufen Schienen, die Wege sind gesäumt von Verkehrsschildern: Achtung Vorfahrt, Stopp, Fahrverbot, Durchgangsverbot. Es sieht aus wie auf Kreuzungen in stark befahrenen Stadtvierteln, inklusive Strassenbahn und Lichtsignalen, nur eben leer gefegt. Bedächtig laufen wir durch zweistöckige Unterstände, die gestützt werden von mit Signalfarben angemalten Stahlträgern. Frieder schweigt. Sauber eingeparkt steht hier ein Stapler neben dem anderen. Es zieht, kühler Herbstwind weht um die vielen Ecken. Im Drei-Schicht-Betrieb arbeitete Frieder hier, «mit einem Tausender mehr» sei das eben auch eine Frage des Geldes gewesen, so etwas finde er wohl kaum mehr.

Achtzehn Wagen Rohmaterial in Form von Zellstoff wurden hier täglich geliefert. Mit dem Schiff über den Rhein nach Basel, dann nach Biberist, zur einen Hälfte aus Europa, zur anderen aus Südamerika. Auf das richtige Förderband musste es gebracht werden, für die Stoffaufbereitung, um die sechste, achte und neunte Strasse naht-

los versorgen zu können. «Erst wenn jemand einen Fehler machte, dann ging's hier richtig los.» So schnell habe er sich aber nicht aus der Ruhe bringen lassen, da musste schon richtig etwas schief gehen, sagt Frieder.

Er zieht sein Handy aus der Hosentasche. Ob er etwas zeigen darf? Er sucht nach einer Aufnahme. «Schon von weitem sah ich, dass dort etwas Seltsames an der Stütze hockt.» Auf dem Foto ist ein handtellergrosser Falter zu sehen, hellgrün-pink leuchtend und pelzig, ein prachtvolles Exemplar. Mit einer Lieferung aus den Tropen müsse der gekommen sein. Als Puppe bis nach Biberist, um an einem orange bemalten Stahlträger zu schlüpfen. Überhaupt, die Begegnungen mit den Tieren hätten zu den schönsten Momenten seines Jobs gehört. Nachts, wenn es oft etwas einsam gewesen sei, und Füchse und Marder und Mäuse zwischen den Staplern und Paletten umhergehuscht seien.

Wir sind wieder bei der Portierloge angelangt, der Rundgang ist zu Ende. Die Sonne konnte sich gegen den Nebel durchsetzen, und schweigend geniessen wir etwas Wärme. Nebenan, an der Laderampe der sechsten Strasse, hieven ein paar Männer Papierstapel in einen Kleinbus. «Alles, was man nicht verkaufen konnte, wird an Schulen verschenkt», erklärt Frieder. Am Anschlagbrett beim Eingang des Areal hängt ein Zettel: In einer «Goodwillaktion» verkauft die Sappi einen Teil des Inventars zu verbilligten Preisen an die Angestellten. Ob er auch etwas gekauft hat? «Nein, ich habe doch schon alles.»

In der Portierloge sitzt immer noch die junge Frau, den Kopf auf die Faust gestützt. Seit hier nichts mehr läuft, sei es vor allem am Wochenende fast unerträglich langweilig, bemerkt sie. Für nächstes Jahr hat sie etwas Neues gefunden, als einzige der vier Portiers, und das mache sie traurig. Auch der Gedanke daran, dass ab kommendem März hier niemand mehr sein wird. Dann wird das Areal eingezäunt und zwei Abwarte neu angestellt, um nach dem Rechten sehen. Was mit der leeren Fabrik geschehen wird, weiss keiner, darum kümmert sich Gemeindepräsident Blaser. Bis dahin weht eine Fahne der Sappi auf Halbmast, die Biberister wurde bereits abgehängt.

In|ven|tar, das;
-s, -e: 2. Ver-
zeichnis des Be-
sitzstandes eines
Unternehmens,
Betriebs, Hauses
[das neben der
Bilanz jährlich zu
erstellen ist]

Die Autorinnen und Autoren

Patric Marino

(*1989) Studierte «publizieren & vermitteln» bis Januar 2012; absolvierte vorher den BA Literarisches Schreiben in Biel. Gründungsmitglied des Literaturbüro Olten. Sein Roman-Erstling «Nonno spricht» erschien 2012 im Lokwort Verlag. «Marina e Superiore» entstand 2011.

Sebastian Goop

(*1984) Masterabschluss «publizieren & vermitteln» 2010 mit der hier abgedruckten Reportage; zuvor BA in Journalismus und Organisationskommunikation am Institut für Angewandte Medienwissenschaft der ZHAW. Arbeitet seit 2011 beim Liechtensteiner Volksblatt, seit 2012 als Leiter des Onlinebereichs.

Daniela Weinmann

(*1984) Lehrerin für Bildnerisches Gestalten seit 2008. Gründerin und Sängerin der Band «Team im Kongo». Masterabschluss «publizieren & vermitteln» im Herbstsemester 2012. «Die Band schlechthin» entstand 2010, «Die Dienstleister Gottes» 2011.

Rafaela Roth

(*1987) Absolvierte den BA in Journalismus und Organisationskommunikation am Institut für Angewandte Medienwissenschaft der ZHAW; Masterabschluss «publizieren & vermitteln» im Sommer 2013. Freie journalistische Mitarbeit in verschiedenen Medien seit 2010. Ihre Reportage «Ein vergessenes Dörfchen kämpft ums Überleben» wurde im Dezember 2011 in der Aargauer Zeitung publiziert.

Stine Wetzel

(*1985) Studierte Populäre Kulturen und Erziehungswissenschaft an der Universität Zürich; Masterabschluss «publizieren & vermitteln» im Frühjahr 2013. Veröffentlichungen in diversen Anthologien; freie journalistische Mitarbeit in verschiedenen Medien seit 2010. «Im Herzen einer Insel», ihre erste Reportage, entstand 2011.

Sarah Weber

(*1986) Masterabschluss «publizieren & vermitteln» 2012 mit dem Sonder-Bund «Mittelland als Mittelstadt» der Aargauer Zeitung, welchem die hier abgedruckten Reportage entstammt; studierte zuvor Journalistik und Organisationskommunikation am Institut für Angewandte Medienwissenschaft der ZHAW. Nach Mitarbeit u.a. bei der SonntagsZeitung und beim «Sonntag» ist sie seit Frühjahr 2012 Nachrichtenredaktorin beim SonntagsBlick.

Chantal Hirschi

(*1983) Studierte Kulturwissenschaften an der Fernuniversität Hagen; Masterabschluss «publizieren & vermitteln» im Frühjahr 2014. Arbeitet seit 2011 in der Organisationskommunikation der Pro Helvetia. «Eine Sprache auf dem Sterbebett», ihre erste Reportage, entstand 2011.

Katharina Flieger

(*1982) Studierte den BA in Theorie (Kunst- und Medientheorie) an der ZHdK; Masterabschluss «publizieren & vermitteln» im Frühjahr 2013. Seit Frühjahr 2012 freie Mitarbeit beim Winterthurer Landboten. «Ein Dorf am Abgrund», ihre erste Reportage, entstand 2011.

Katharina Nill

(*1979) Absolvierte ihren BA in Philosophie & Kulturreflexion an der Universität Witten/Herdecke (D); Masterabschluss «publizieren & vermitteln» im Frühjahr 2013. Freie Mitarbeiterin bei der NZZ am Sonntag. «Zum kalten Tal», ihre erste Reportage, entstand 2011.

Maria Brehmer

(1985) studierte Kunstgeschichte und Sozialanthropologie an der Universität Bern; Masterabschluss «publizieren & vermitteln» im Herbst 2013. Seit 2011 Mitglied des Kuratoriums für Kulturförderung des Kantons Solothurn. «Still geworden», ihre erste Reportage, entstand 2011.

Korrespondenzen Sampler Nr. 1

Korrespondenzen ist eine Publikationsreihe des Master Art Education, Vertiefung publizieren & vermitteln und ein Projekt der Plattform Kulturpublizistik der Zürcher Hochschule der Künste. In loser Folge erscheinen in dieser Reihe inhaltlich und gestalterisch eigenständige Publikationen, welche dem Schreiben als Auseinandersetzung mit Künsten und Kultur verpflichtet sind. Als Printpublikationen sind bisher erschienen und solange vorrätig bei rainer.troesch@zhdk.ch bestellbar: Korrespondenzen Nr. 1: Illusion Selbstbestimmung (2010)

Korrespondenzen Nr. 2: 99 Bücher aus der Sammlung Mina Schirmherr (2011)

Die vorliegende Publikation ist die erste Sammlung mit Texten von Kulturpublizistik-Studentinnen und -Absolventen, die als Sampler erscheinen. Die meisten der darin versammelten Reportagen entstanden im jährlich stattfindenden, von Janine Schiller und Ruedi Widmer verantworteten Kurs Reportage.

Korrespondenzen Sampler Nr. 1 erscheint am 27. September 2012 als Onlinepublikation und ist abrufbar unter <http://www.kulturpublizistik.ch>.

Die Texte von Sarah Weber («Stadtnah, ländlich, idyllisch», 20. August 2011) und Rafaela Roth («Ein vergessenes Dörfchen kämpft ums Überleben», 24. Dezember 2011) erschienen erstmals in der Aargauer Zeitung, der wir für ihre Zustimmung zum Zweitabdruck herzlich danken.

Die Rechte aller anderen Texte liegen bei den Autorinnen und Autoren.

Die in selektiver Weise bearbeiteten Wörterbucheinträge stammen aus dem Duden und aus Wikipedia.

Impressum

Herausgeber
Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK), Plattform
Kulturpublizistik
<http://www.kulturpublizistik.ch>
Master of Arts in Art Education
<http://mae.zhdk.ch>
Konzept, Redaktion und Produktion
Katharina Nill, Ruedi Widmer, Janine Schiller
Gestalterische Betreuung
Mihaly Varga
Layout
Fiona Knecht
Korrektorat
Manuela Müller

© 2012 Zürcher Hochschule der Künste